

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXI • Heft 1 • Sommer 2018

- | | |
|--------------------------------|--|
| Tony Krönert | Das demokratische Herz Rumäniens schlägt auf der Straße.
Wie die Brandkatastrophe im Club Colectiv das Land verändert hat |
| Renate Nimitz-Köster | Stolzer Fluss, armer Fluss
Rumäniens Donau |
| Friederike Mönninghoff | Schüsse und Euphorie
Erinnerungen an die rumänische Revolution 1989 |
| Heinz Fieß | Die Bessarabiendeutschen im Sog des Nationalsozialismus
Zu den Volksdeutschen zwischen Pruth und Dnjestr |
| Gerhard Köpernik | Edit von Coler in Bukarest. Eine Dame von Welt aus Berlin
ebnet für Nazideutschland den Weg nach Rumänien |
| Alina E. Bruckner | Landesmutter und dichtende Königin
Die Massensliteratur von Carmen Sylva |
| Silvia Petzoldt | Zwischen allen Stühlen. Zum Lebenswerk des
siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellers Paul Schuster |
| Ulrich A. Wien | Ausstrahlung der Reformation im Karpatenbogen und darüber hinaus
Exportgut Reformation und ihre Wirkungen |
| Gerhard Köpernik | Ein Gründungsvater der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft ist tot.
Nachruf für Reuven Moskovitz |
| Romanița Constantinescu | In memoriam
Klaus Heitmann (* 5. Juli 1930, † 25. Dezember 2017) |
| Hermine-Sofia Untch | Tätigkeitsbericht 2017
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e. V., Berlin |
| Neue Bücher | |

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

in Rumänien wird wieder gegen die Regierungsmacht demonstriert, wie bereits im Herbst 2015. Auslöser der damaligen Protestwelle war der Brand in dem Bukarester Nachtclub Colectiv. Bis dahin konnte sich Premierminister Victor Ponta trotz der durch die Nationale Antikorruptionsbehörde (DNA) erhobenen Anklage wegen Urkundenfälschung, Geldwäsche und Steuerhinterziehung sowie der Plagiatsvorwürfe im Amt halten. Erst nach tagelangen Protesten im November 2015 sah er sich gezwungen, sowohl von seinem Regierungsamt als auch vom Parteivorsitz zurückzutreten. Tony Krönert erläutert in seinem Artikel die Umstände, die dazu führten. Renate Nimitz-Köster geht in ihrem Beitrag dem in einer TV-Serie aufgedeckten Verfall der rumänischen Donau und der Gleichgültigkeit der Politik demgegenüber nach.

Thema von Friederike Mönninghoffs Aufsatz ist die Sicht der Siebenbürger Sachsen auf den Umsturz von 1989. Heinz Fieß widmet sich der bessarabiendeutschen Volksgruppe während des Nationalsozialismus, und Gerhard Köpernik untersucht die Bedeutung Edit von Colers als Wegbereiterin Nazideutschlands nach Rumänien.

Alina E. Bruckner geht auf das literarische Schaffen von Königin Elisabeth ein, die unter dem Pseudonym Carmen Sylva mit Populärliteratur versuchte, ihr Land auch im Westen bekannter zu machen. Silvia Petzold stellt in ihrem Artikel den Nachlass des siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellers Paul Schuster vor, der nach seiner Aussiedlung in die Bundesrepublik 1971 nur noch sehr wenig veröffentlichte. Ulrich A. Wien erläutert in seinem Beitrag die Rezeption der Reformation auf dem heutigen Territorium Rumäniens. Und Hermine Sofia Untch berichtet über die Tätigkeiten der DRG von 2017.

Letztes Jahr musste die Deutsch-Rumänische Gesellschaft Abschied nehmen von Reuven Moskovitz, einem ihrer Gründerväter, sowie von Klaus Heitmann, einem der renommiertesten deutschen Rumänisten und langjährigem Mitglied der DRG. Wir trauern mit den Angehörigen um die Verstorbenen, denen wir ein ehrendes Gedenken bewahren werden.

Im Namen der Redaktion wünsche ich Ihnen eine aufschlussreiche Lektüre,

Ihr
Josef Sallanz

Der neue DRG-Vorstand wurde auf der Mitgliederversammlung vom 27. November 2017 gewählt (v.l.n.r.): Christof Kaiser, Dr. Natalia Toma, Hamelore Jorgowitz, Hermine-Sofia Untch (Vizepräsidentin), Dr. Raluca Fritsch, Dr. Gerhard Köpernik (Präsident), Tony Krönert (Schatzmeister), Wilfried Lohre und im Vordergrund das wohl künftige Vorstandsmitglied Konstantin. Auf dem Foto fehlt die Schriftführerin Mona Vintilă.

Foto: Sebastian Balta

Inhalt

- 4 Das demokratische Herz Rumäniens schlägt auf der Straße**
Tony Krönert
- 7 Stolzer Fluss, armer Fluss: Donau**
Renate Nimitz-Köster
- 9 Schüsse und Euphorie**
Friederike Mönninghoff
- 12 Die Bessarabiendeutschen im Sog des Nationalsozialismus**
Heinz Fieß
- 15 Edit von Coler in Bukarest**
Gerhard Köpernik
- 18 Die Massenerliteratur von Carmen Sylva**
Alina E. Bruckner
- 21 Zwischen allen Stühlen: Paul Schuster**
Silvia Petzold
- 24 Ausstrahlung der Reformation im Karpatenbogen und darüber hinaus**
Ulrich A. Wien
- 27 Nachruf für Reuven Moskovitz**
Gerhard Köpernik
- 28 In memoriam Klaus Heitmann**
Romanița Constantinescu
- 29 DRH-Tätigkeitsbericht 2017**
Hermine-Sofia Untch
- 31 Neue Bücher**
 - Richard Wagner: Gold. Gedichte (Maria Irod)
 - Dinu Flămând: Schatten und Klippen. Gedichte (Katharina Kilzer)
 - Carmen Sylva & André Lecomte du Nouÿ: Monsieur Hampelmann. Domnul Pulcinel (Romanița Constantinescu)
 - Daniel Bănulescu: Der Teufel jagt nach deinem Herzen. Roman (Anke Pfeifer)
 - Alfred Gong: Zetdam. Ein Satyrspiel (Markus Bauer)
 - Jan Cornelius: Chaplin wird Zweiter (Markus Fischer)
 - Harald Heppner (Hg.): Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg (Mariana Hausleitner)
 - Engelhard Mildt: Zeit der Unfreiheit – Gitter, Stacheldraht und Informanten 1951 – 1989 (Ernst Meinhardt)



Wie die Brandkatastrophe im Bukarester Club Colectiv das Land verändert hat

Das demokratische Herz Rumäniens schlägt auf der Straße

VON TONY KRÖNERT

Eine Katastrophe, Dutzende Tote, über hundert Verletzte, die größten Massenproteste seit der Revolution von 1989 und eine gestürzte Regierung: Die Ereignisse in Rumänien Ende 2015 werden für immer im nationalen Gedächtnis bleiben. Nicht wenige bescheinigten dem Land grundlegende Veränderungen, ja sogar eine neue Revolution. Das Volk stand auf gegen Korruption und Amtsmissbrauch. Doch ist Rumänien durch die Katastrophe im Club Colectiv wirklich ein anderes Land geworden?

Die Tragödie, der Schock und die Wut

Der 30. Oktober 2015: In einer ehemaligen Schuhfabrik in Bukarest ist der *Club Colectiv* untergebracht, eine Veranstaltungsstätte für alternative gesellschaftliche und kulturelle Events. An diesem Tag stellte die Band „Goodbye to Gravity“ hier ihr neues Album vor. Der Club war mit über 400 Fans übervoll. Beim ersten Song gab es bereits Pyrotechnik, doch noch passierte nichts. Dann kam der achte Song, „The Evil That Men Do“ – ein Cover von Iron Maiden. Die Pyrotechnik nach dem Lied entflamte die Schalldämmung der Bühnenkonstruktion. Ein kleines Feuer, das sich schnell über die Decke ausbreitete. Es entstand Panik, Menschen drängten zum Ausgang. Rauch war überall, Menschen gingen zu Boden, sie wurden niedergetrampelt, es wurde schwer, zu atmen.



*Trauer am Ort der Katastrophe: Ein Meer aus Kerzen am Club Colectiv.
Foto: Briuchi Mirela (wikimedia.org)*

In dieser Nacht starben 30 junge Fans sowie die beiden Gitarristen der Band, weit über 100 Personen wurden verletzt. In den folgenden Wochen stieg die Anzahl der Todesopfer weiter an. Nach und nach erhöhte sich die Anzahl auf 64. Mit jedem weiteren Opfer, das im Krankenhaus seinen Verletzungen erlag, wuchs die Wut. Die Wut auf die Missstände in der Gesellschaft und insbesondere die Korruption. Es folgten die größten

Straßenproteste, die Rumänien seit dem Ende des Kommunismus erlebt hat: 70.000 Menschen gingen auf die Straße.

Der erste Song, den die Band „Goodbye to Gravity“ an diesem Abend spielte, sollte zur Hymne des Protests werden: „The Day We Die“ („Der Tag, an dem wir sterben“) – ein Lied gegen Korruption und Missstände und für den Kampf für eine bessere Gesellschaft. Von der Band selbst hat nur der Sänger überlebt.

Hintergründe der Katastrophe

Um diese Tragödie zu verstehen, muss man verschiedene Ebenen betrachten: die rechtliche, die politische und die gesellschaftliche. Zunächst wurden die Lokalbesitzer festgenommen und später verurteilt. Die Schalldämmung war unsachgemäß angebracht und aus einem brennbaren Material – so konnte der Brand überhaupt erst entstehen und sich schnell ausbreiten. Statt der erlaubten 80 Besucher befanden sich zum Zeitpunkt des Brandes nach Angaben des Innenministeriums zwischen 300 und 500 Fans im Gebäude – so waren die Rettungswege verstopft und die Evakuierung dauerte viel zu lange. Nicht zuletzt hatte der Club etliche gesetzlich vorgeschriebene Sicherheitsvorkehrungen missachtet und dennoch eine behördliche Betriebsgenehmigung gehabt. Man vermutet, dass Schmiergelder flossen. Hier wird die Geschichte dann politisch.

Wer trägt politische Mitverantwortung für diese Tragödie? Vier Tage nach der Katastrophe trat der Bürgermeister des IV. Sektors von Bukarest, Cristian Popescu Piedone, zurück. Vielleicht wäre dieser Rücktritt bereits ausreichend gewesen, um die Gemüter der Demonstranten auf den Straßen zu beruhigen, wenn da nicht die steigende Zahl von Opfern gewesen wäre, die erst in den Krankenhäusern verstarben. Journalisten und Vertreter der Zivilgesellschaft gaben dem maroden Gesundheitssystem eine Mitschuld an der wachsenden Zahl der Toten. Obwohl der Club mitten in Bukarest liegt, trafen die ersten Rettungswagen und Feuerwehrleute erst 15 Minuten nach dem ersten Notruf ein. Das Gesundheitsministerium hatte die Verlegung von Schwerverletzten in besser ausgestattete Krankenhäuser

in Europa untersagt. Ärzte beschuldigten sich gegenseitig schlechter Behandlung, die veraltete Ausstattung in den Krankenhäusern wurde ebenso kritisiert wie das schlechte Management und der Weggang zu vieler erfahrener Ärzte nach Westeuropa. Kurz gesagt: Es fehlt im Gesundheitssystem an allen Ecken. Und hier kommt die Verantwortung der nationalen Regierung ins Spiel.

Trauer, Wut, Hoffnung: Proteste für ein besseres Rumänien

Nach drei Tagen wandelte sich die Trauer in Wut. Die Menschen gingen auf die Straße. Wut gegen ein System, in dem der eigene Vorteil vor dem Gemeinwohl zu stehen scheint und in dem Korruption allgegenwärtig ist. Die Wut speiste sich aus der Erkenntnis, dass das Nichtbefolgen von Regeln einen Dominoeffekt hervorrufen kann, welcher am Ende in einer Tragödie enden kann. „Korruption tötet“ stand auf vielen Plakaten der Demonstranten – nirgends war dies so sehr ersichtlich wie hier.

Doch in der rumänischen Gesellschaft entstand auch Hoffnung. Je mehr Menschen auf die Straße gingen, umso größer war die Hoffnung auf einen Wandel – sowohl im Bewusstsein der Menschen als auch in der Politik.

70.000 Demonstranten waren es, die auf der Straße ihre Wut und zugleich ihre Hoffnung ausdrückten: Wut auf das alte Rumänien, Hoffnung auf ein besseres Rumänien. Die Rumänen setzten ein Zeichen – und Ministerpräsident Victor Ponta nahm Anfang Dezember seinen Hut. Er erklärte seinen Rücktritt damit, dass er sich zwar politischen Gegnern widersetze, aber nicht dem eigenen Volk. Gleichzeitig wollte er damit einen Schlusstrich unter die Proteste setzen und warnte indirekt davor, die Verantwortung noch weiter bei der Politik und dem System zu suchen – als vielmehr bei der Gier und Verantwortungslosigkeit einiger weniger.

Rumänen erkämpfen Wandel zunehmend auf der Straße

Die Proteste nach der Tragödie im *Club Colectiv* waren aus vielerlei Hinsicht besonders – vor allem aufgrund ihrer Größe sowie aufgrund des Kampfes gegen das System aus Seilschaften und Korruption. Doch auch diese Proteste hatten ihre Vorläufer. Die Rumänen haben 1989 gelernt, dass sie auf der Straße Dinge verändern können, die kaum veränderlich scheinen. Auch mit Blick auf die Auswirkungen eines möglichen Goldabbaus in Roșia Montană durch das kanadische Unternehmen Gabriel Resources formierte sich bereits ab dem Jahr 2000 eine breite Zivilgesellschaft, welche auch über 15 Jahre später noch aktiv ist.

Noch wichtiger für die Proteste nach der Brandkatastrophe aber waren die Ereignisse im Frühjahr 2012: Der populäre palästinensischstämmige Arzt Raef Arafat trat nach heftigen öffentlichen Attacken von Präsident Traian Băsescu als Staatssekretär im Gesundheitsministerium zurück. Raef Arafat hatte zuvor ein sehr effektives Rettungswesen aufgebaut und es gewagt, die schlechte Vorbereitung der Gesundheitsreform zu kritisieren. Nach seinem Rücktritt gingen Tausende Menschen im ganzen Land auf die Straße – der Beginn einer Protestbewegung, die schließlich zum Sturz der konservativen Regierung beitrug und die Sozialdemokraten unter Ponta an die Macht brachte.



Licht gegen dunkle Mächtschaften: 280.000 Demonstranten illuminieren den Piața Victoriei am 5. Februar 2017 mit ihren Smartphones. Foto: Gabinho (wikipedia.org)

Nach der Katastrophe: Rumänien ein verändertes Land?

Die Tragödie im *Club Colectiv* glich einem Erdbeben: Das Volk rückte in einer Zeit der nationalen Trauer zusammen. Die Mobilisierung der Zivilgesellschaft war ein besonderes Zeichen an die Elite des Landes, aber auch an Europa. Die Rumänen würden sich nicht alles gefallen lassen. Schnell war die Auseinandersetzung eine zwischen dem Volk und ihren Eliten. Ein grundlegender Wandel sollte her. Auch der Rücktritt des Premierministers half zunächst wenig. Das Volk habe gegenüber den Politikern den Wunsch nach Respekt vor seiner Würde zum Ausdruck gebracht, meinte nicht zuletzt Präsident Klaus Johannis. Die Einsetzung einer Technokratenregierung unter Dacian Cioloș beruhigte die Gemüter. In die rumänische Politik kehrte wieder Ruhe ein.

Die Demonstrationen auf der Straße richteten sich nicht gegen eine kurzfristige politische Agenda oder gegen eine bestimmte Partei, sie richteten sich gegen eine Art politischen Denkens und Handelns, welche von jeher die politische Elite des Landes zu beeinflussen schien. Dieses bisherige politische Vorgehen und Gedankenkonstrukt sollte sich ändern. Die Rumänen auf der Straße wollten ihr Land von Korruption und Machtmissbrauch befreien. Der Rücktritt von Premierminister Ponta machte deutlich, dass die Politik zumindest hingehört hatte. Doch hatte sie auch verstanden?

Auf einmal wieder da: PSD gewinnt Wahl deutlich

Die Parlamentswahl am 11. Dezember 2016 sollte nach einem Jahr der Technokraten wieder eine demokratisch gewählte Regierung hervorbringen. Erstmals seit 2004 wurde dabei wieder nach dem Verhältniswahlrecht gewählt, nachdem die Mehrheitswahl der letzten beiden Wahlen aufgrund ihrer umstrittenen Regelungen kritisiert worden war.

Mit der Protestpartei „Union Rettet Rumänien“ (USR) fand sich die Wut auf die politische Elite und ihr Handeln nun zudem im Parteienspektrum wieder. Im Vorfeld der Wahl veröffentlichte Ministerpräsident Cioloș, der keiner politischen Partei angehört aber während der Wahl die Nationalliberalen und die USR unterstützte, die sogenannte „Plattform Rumänien 100“ – ein parteiübergreifendes Programm für ein besseres Rumänien. Es forderte u. a. eine verantwortungsvolle Elite, die Bekämpfung von Armut sowie Verbesserungen im Bildungs- und Gesundheitssystem. Die Rumänen schienen sich nach einer neuen Politik zu sehnen – und nach neuen Politikern. Dies zeigte sich bereits in der Wahl von Klaus Johannis zum Präsidenten im Jahr 2014. Als Angehöriger einer nationalen Minderheit, der zudem noch evangelisch ist und mit dem bisherigen Politikzirkus in der Hauptstadt Bukarest nicht viel zu tun hatte, wurde Johannis auch deswegen gewählt: weil er nicht wie die anderen Politiker war.

Die Umfragen hatten es vor der Wahl aber bereits angedeutet: Die PSD fuhr einen klaren Sieg ein. Nach dem Rücktritt Pontas ein Jahr zuvor, waren die Sozialdemokraten wieder da. Über 45 Prozent holten sie in beiden Kammern des Parlaments. Die Nationalliberale Partei (PNL) kam nur auf etwas mehr als 20 Prozent. Die Union Rettet Rumänien immerhin auf beachtliche knapp 9 Prozent. Der Wahlsieg der PSD wurde insbesondere von der Protestbewegung als Rückschlag und mit Unverständnis entgegengenommen. Bei der Auswahl der Kandidaten schien eine Verurteilung oder Ermittlung wegen Korruption oder Wahlbetrug für die PSD kein Ausschlusskriterium zu sein. Parteichef Liviu Dragnea ist selbst wegen Wahlbetrugs verurteilt worden. Die Zivilgesellschaft hatte diese Kandidatenaufstellung immer wieder kritisiert.

Wahl- aber keine Politikverdrossenheit

Weniger als 40 Prozent der Wahlberechtigten gaben bei der Parlamentswahl ihre Stimme ab. Damit lag die Wahlbeteiligung leicht unter der von 2012. Woher kam diese Wahlverdrossenheit der Rumänen? 1990, bei den ersten freien Wahlen nach dem Ende des Kommunismus, betrug die Wahlbeteiligung noch 86 Prozent. Im Laufe der 1990er Jahre sank die Wahlbeteiligung schließlich auf 65 Prozent im Jahr 2000, vier Jahre später auf 58 Prozent. Bis zu diesem Zeitpunkt fand der erste Wahlgang der rumänischen Präsidentschaftswahl am gleichen Tag statt. Nach der Änderung der Amtszeit des Präsidenten auf fünf Jahre fand 2008 erstmals eine Parlamentswahl ohne gleichzeitige Präsidentschaftswahl statt. Die Wahlbeteiligung betrug dann unter 40 Prozent – auf diesem Niveau ist sie bis heute geblieben.

Auffällig ist hierbei, dass die Rumänen der Wahl ihres Staatsoberhauptes eine deutliche höhere Bedeutung beimessen. Dennoch wird schnell klar: Die rumänische Demokratie ist mit viel Elan gestartet, aber immer mehr Rumänen bleiben nun der Wahl fern. Gemeinhin wird dies als Politik-, ja vielleicht sogar Demokratieverdrossenheit betrachtet. Doch ganz so einfach ist es nicht.

Protest als demokratisches Ausdrucksmittel

Die neugewählte Regierung unter Ministerpräsident Sorin Grindeanu und unter Federführung des PSD-Vorsitzenden Liviu Dragnea, stellte am 18. Januar 2017 zwei Notverordnungen vor, welche eine Änderung des Strafgesetzbuches und der Strafprozessordnung sowie breit angelegte Begnadigungen vorsahen. Konkret ging es um eine Verwässerung des Straftatbestandes Amtsmissbrauch und des Begriffes Interessenkonflikt sowie um die Abschaffung des Straftatbestandes der dienstlichen Fahrlässigkeit. Die Verordnungen hätten zur Folge gehabt, dass viele Strafverfahren gegen gegenwärtige und ehemalige Politiker eingestellt werden müssten – darunter gegen zahlreiche Parteigenossen der Regierungspartei. Auch bei den Begnadigungen wären wegen Korruption verurteilte Politiker wieder freigelassen worden.

Die Antwort der Rumänen: Sie zogen erneut auf die Straße. Dieses Mal aber nicht zu Tausenden, sondern zu Hunderttausenden. Über Wochen hielten sich die Proteste – bis zu einer halben Million Menschen im ganzen Land waren auf der Straße und wandten sich lautstark gegen Korruption, gegen die Eliten, für die europäischen Werte und für ein besseres Rumänien. Die Proteste waren immer besser organisiert, kreativ und zeigten Wirkung. Auch Präsident Klaus Johannis befand sich unter den Protestierenden, was die Medien auf der ganzen Welt anzog. Die Notverordnungen wurden zurückgezogen, die Regierung blieb aber im Amt.

Was sich in diesen Wochen in Rumänien abspielte, war beispiellos. Die vielbeschworene Politikverdrossenheit der Rumänen: Wo war sie? Rumänen glauben vielleicht nicht so sehr an die Macht demokratischer Wahlen, aber sie wissen, was der demokratische Protest bewirken kann. Das haben sie 1989 gesehen. Das haben sie bei Roșia Montană erlebt. So haben sie Regierungen gestürzt. Und so kämpfen sie auch gegen ein Aufweichen der Korruptionsbekämpfung. Die Brandkatastrophe im *Club Colectiv* und der damit verbundene Rücktritt der Regierung haben der bereits existierenden Protestbewegung und der aktiven Zivilgesellschaft in Rumänien einen großen Auftrieb gegeben. Dies wurde durch die Reaktion des Volkes auf die Notverordnung der Grindeanu-Regierung Anfang 2017 umso deutlicher. Das Herz der rumänischen Demokratie scheint mehr denn je auf der Straße zu schlagen.

Tony Krönert, Diplom-Politikwissenschaftler, arbeitet als Geschäftsführer einer Marketingfirma in Berlin. Er ist Mitglied im Vorstand der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft.

Stolzer Fluss, armer Fluss

VON RENATE NIMTZ-KÖSTER

Eine rumänische TV-Serie über den Zustand der Donau vom Eisernen Tor bis zum Delta hat chaotische Zustände aufgedeckt. Die Zuschauer reagierten mit Empörung, in Bukarest sah die Politik sich gezwungen zu reagieren.

Die sonntägliche Liebeserklärung ans eigene Land geriet dem rumänischen Fernsehsender ProTV zu einem einzigen Lamento. In der populären Serie „*România te iubesc*“ („Rumänien, ich liebe Dich“) führte Journalist Alex Dima das Elend der Donau vor. Entlang des gesamten rumänischen Flussverlaufs hatte er „Kulissen für einen apokalyptischen Film“ gefunden – „ein einziges Desaster“, das sich Dima und seinen beiden Kameraleuten darbot: Wilde Müllhalden, nicht funktionierende Kanalisation, rostende Schiffswracks, Industrieruinen und unbenutzbare Brücken.

Per Motorboot hatte das Team die Strecke von 1.075 Kilometern abgefahren, vom Gebirgsdurchbruch am Eisernen Tor bis zum Donaudelta am Schwarzen Meer. Das Ergebnis der Reise: Der stolze Strom sei auf rumänischem Gebiet „Ein Fluss der Dummheit“, so der Titel der über Wochen (September/Oktober) gesendeten Dokumentation. 27 Jahre nach der Revolution sei



Abwassertümpel im Donaudelta (2015). Foto: Renate Nitz-Köster



Müll im Donaudelta (bei Crişan, 2015). Foto: Renate Nitz-Köster

die Donau von sämtlichen Regierungen vernachlässigt worden. Behörden und Politiker scherten sich nicht um Verfall und Verschwendung. In den Hafenzentren würden EU-Gelder in Milliardenhöhe verschleudert, ins Naturparadies des Donaudeltas ergössen sich ungeklärte Abwässer. Es fehlten schützende Deiche, andererseits werde der Schiffsverkehr lahmgelegt, weil Baggern „ein Luxus“ sei. Der Tourismus sei, abgesehen vom Delta, völlig unterentwickelt.

Gleichgültigkeit und dämliche Antworten, mit denen die Verantwortlichen auf Fragen des TV-Mannes reagierten, empörten die Zuschauer landesweit. Rumänien sei „ein Schiff der Narren“ empörte sich gar Dr. Viorel Pătraşcu in einer E-Mail an die Zeitung *Ziarul Argeşul*: „Wir sind nicht imstande, irgendetwas gründlich zu machen.“

Auf chaotische Zustände angesprochen, hieß es von Seiten der Verantwortlichen immer wieder: „Da kann

man nichts machen“. Wie der Bürgermeister von Turnu Măgurele zuckten auch andere Interviewte meist nur mit den Schultern – oder drohten Strafen fürs Filmen an, über die sich das Team mokierte. In Turnu Măgurele, dem „hässlichsten Hafen an der Donau“, fand Reporter Dima zwischen Schiffswracks und verlassenen Chemiewerken aus sozialistischer Zeit kaum einen Platz, das Boot ans Ufer zu bringen: Ruinös wie die Überbleibsel aus der Römerzeit sei dort der gesamte Hafen. Ehrenbürger und ehemaliger Bürgermeister der heruntergekommenen Stadt ist Liviu Dragnea, inzwischen skandalumwitterter Chef der sozialistischen Regierungspartei PSD. Auch Premier Mihai Tudose, gebürtig aus Brăila nahe dem Donaudelta, „kennt die ganze Situation sehr gut“, weiß Dima.

Immerhin reagierte nun, nach Ende der Sendung im Oktober, die Regierung erstmals auf die Vorwürfe: Ein Staatssekretär solle ernannt werden, der für die Entwicklung der Donau und europäische Fonds zuständig sei, erklärte Dragnea.

Der neue Mann wird sich auch mit dem Problem der Versandung der Donau beschäftigen müssen, die vielerorts den Schiffsverkehr ins Schnecken tempo zwingt.



Industriebrache an der Donau bei Sulina im rumänischen Delta (2015). Foto: Renate Nitz-Köster

Das erforderliche Ausbaggern sei „ein Luxus“ geworden, fand Dima. So müssten Frachtschiffe Umwege fahren und brauchten für eine Strecke von eigentlich drei Stunden bis zu vier Tage.

„Wieso kommt Ihr nach Sulina? Ein Müllproblem hat doch ganz Rumänien“, schimpfte Mălin-Matei Muștescu, Gouverneur des UNESCO-Biosphärenreservats Donaudelta. Die ehemals kosmopolitische Hafenstadt am östlichsten Ende der EU lagert ihre Abfälle auf einem Landarm zwischen Donau und Schwarzem Meer, streunende Hunde suchen dort nach Fressbarem. Müllentsorgungsanlagen seien gebaut, aber bislang nicht genutzt worden, hieß es.

Auch in der Gemeinde Crișan stieß das ProTV-Team auf Missstände: Hier, im Herzen des Deltas, das zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt und mit seinen idyllischen Wasserarmen internationales Touristenziel ist, strudeln ungeklärte Abwässer in die Donau. Rumänische Umweltorganisationen und auch der Bund für Naturschutz Deutschland bemühen sich um den Schutz der empfindlichen Wasserlandschaft. Doch bei Crișan funktioniert das von der EU mitfinanzierte Klärwerk nicht.

Am „Tor zum Delta“, in Tulcea, steht eine für fünf Millionen Euro voll ausgestattete moderne Fischauktionshalle leer, entdeckte Dima. Aus Bukarest reiste immerhin Landwirtschaftsminister Petre Daea auf Drän-



Industrieruinen im Donaudelta (2015). Foto: Renate Nimtz-Köster

gen des TV-Journalisten an, um sich das unbenutzte Gebäude anzusehen. Wird er handeln, wie versprochen?

Verschleuderte Millionen auch in Moldova Veche, Hafenstadt am Fuß des Banater Gebirges, wo ein riesiger Passagierterminal seit neun Jahren leer steht und doch vom rumänischen Staat mit Millionen von Lei jährlich unterhalten wird. Gebaut hat ihn die EU – für zwei Millionen Euro: „Wir haben auf das Schengen-Abkommen und die Touristen gehofft“, sagt Hafenchefin Monica Achimovici. Drei Leute sind im brachliegenden Terminal angestellt – und haben nichts zu tun: Hunderte Kreuzfahrtschiffe fahren hier jährlich vorbei, sie halten nur, wenn jemand gestorben ist, berichtet Dima.

„Kraftvoller Ausdruck der Regionalpolitik“, so tönte EU-Kommissar Johannes Hahn 2013 bei der Eröffnung, sei die Donaubrücke „Neues Europa“, die das rumänische Donaustädtchen Calafat mit dem bulgarischen Wi-



Leuchtturm von Sulina (2015).

Foto: Renate Nimtz-Köster

din verbindet. Schnell bekam das Bauwerk jedoch den Beinamen „Brücke ins Nichts“: Nur vier Monate nach der Zeremonie machten Schlaglöcher und schlechte Drainage die mit 3.598 Metern längste Brücke über den Strom unbenutzbar. Ohnehin fehlte von Anfang an auf beiden Seiten die Infrastruktur.

Tröstliches hatte das Fernseheteam seinen Zuschauern kaum zu bieten. Anders als auf der serbischen Seite des Flusses sei an den Ufern des Banats der Tourismus völlig unterentwickelt. Dort gebe es doch geschichtsträchtige, sehenswerte Orte, twitterte Zuschauer Cristian Franț. Etwa das Fischerdorf Baziaș im Waldschutzgebiet nahe dem Eisernen Tor mit seinem mittelalterlichen Kloster. Dort waren schon Kaiser Franz Josef und Kaiserin Elisabeth alias Sisi zu Besuch. Zu Zeiten des rumänischen Königs Carol I. stand in Baziaș ein berühmtes Casino. Davon fanden die Journalisten nur noch Ruinen, der Ort hat eine einzige Pension.

Einziger Lichtblick: Beim Donaukilometer 1.034 beeindruckte die alte Ortschaft Berzasca mit neuen Ideen: Der Bürgermeister hat eine Art modernes Pfahldorf auf zwei künstlichen Donauinseln bauen lassen – die Ferienhäuser, so berichtet ProTV, seien meist ausgebucht.

Dr. Renate Nimtz-Köster, Romanistin und Slawistin, ist Journalistin und hat viele Jahre an der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca Journalismus unterrichtet. Seit 2014 hat sie auch in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) Workshops und Seminare für ukrainische und rumänische Journalistikstudenten mitgestaltet. (Dank für Unterstützung und Übersetzungen durch Gabriele Chitic.)

Schüsse und Euphorie

VON FRIEDERIKE MÖNNINGHOFF

Erinnerungen: Sie sind tückisch, lassen sich nicht heraufbeschwören, wenn man sie braucht oder tauchen dann auf, wenn sie gerade nicht erwünscht sind. Sie narren uns und fallen dem Vergessen anheim. Erinnerungen haben ein Eigenleben und wandeln sich. Doch sie sind vor allem eines: lebensnotwendig. Erinnerungen prägen unsere Identität und stabilisieren diese. Sie bilden den Referenzrahmen, anhand dessen wir die Gegenwart beurteilen und die Zukunft erwarten. Die Auseinandersetzung mit Erinnerungen birgt viele Herausforderungen, da sie ein ganz besonderes Material sind: Jeder Mensch modifiziert den Inhalt seines Gedächtnisses, macht ihn anschlussfähig für seine Identität. Auch Einflüsse von außen wirken ein, die „Tapiserie“ variiert beständig. Erinnerungen schaffen Geschichte(n), sie sind ein umkämpftes Politikum.

Welchen Einfluss hat es jedoch auf Erinnerungen, wenn Menschen Zeugen einer zeitgeschichtlichen Zäsur werden, die von Gewalt und Ungewissheit begleitet wird und die das ganze bisherige Leben verändert? Wie wirkt sich die Migration in eine imaginierte Heimat aus, in der einen unerwartete Fremdheitserfahrungen treffen? Was löst Heimatverlust bei denjenigen aus, die ihn erleiden, ohne ihre räumliche Heimat zu verlassen? Und welchen Einfluss hat der gegenwärtige Lebensmittelpunkt auf das Erinnernde und dessen retrospektive Bewertung?

Diesen Fragen wird in Bezug auf die rumänische Revolution 1989 und deren Bedeutung für die Siebenbürger Sachsen nachgegangen, indem sich die Untersuchung auf zwei Ebenen bewegt: Auf der individuellen Ebene, auf der die persönlichen Erinnerungen an das geschichtliche Ereignis als Teil der Biographie und der persönlichen Identität im Mittelpunkt stehen, sowie auf der Ebene der Gruppenidentität und kollektiven Erinnerung. Fokussiert wird auch auf die Verknüpfungen dieser beiden Ebenen und ihre wechselseitige Beeinflussung.

Im Vordergrund steht zudem die Darstellbarkeit von Identitätskontroversen und Identitätswandel. Dies sind Themen, die durch die massive Auswanderung sowohl für die personale als auch für die kollektive siebenbürgisch-sächsische Identität von Bedeutung sind. Die Frage nach Identität(swandel) und Erinnerung in der Migration hat eine hohe Relevanz über die Forschungsgruppe hinaus, da sie allgemein ein wichtiges Kernthema in Migrationskontexten ist.

Es hat sich gezeigt, dass das direkte Erleben des Umsturzes einen großen Einfluss auf die Erinnerungen der Interviewpartner/-innen hat: Je geringer die räumliche Distanz zu den Geschehnissen war, desto eindrücklicher und intensiver sind die jeweiligen Erfahrungen. Die hohe Emotionalität des Augenblicks spiegelt sich in den Erzählungen und tritt in den Gesprächen erneut zutage. Die

Verankerung der Erinnerungen im personalen Gedächtnis ist demnach stark. Es konnte zudem herausgearbeitet werden, dass die Revolution für alle Probandinnen und Probanden eine große individuelle Bedeutung hatte. Diese ist unabhängig davon, ob der Umsturz aus der Ferne oder vor Ort erlebt wurde. Die Bedeutung ist dabei für diejenigen, die die Veränderungen zur Auswanderung nutzten, genauso groß wie für diejenigen, die weiterhin in Rumänien leben.



*Polizei- und Milizgebäude, Hermannstadt/Sibiu Anfang 1990
(unveröffentlichtes Filmmaterial Frieder Schuller)
Quelle: Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien*

Als besonders einschneidend erlebten die Probanden das durch den Umsturz bedingte Ende des Alltags: Plötzlich traten Gewalt, Gerüchte, Chaos und Ungewissheit an die Stelle des Gewohnten, eine krisenhafte Situation entstand. Angst und Unsicherheit waren dann auch die Gefühle, die vielen im Gedächtnis blieben. Doch nicht nur negative Emotionen, auch Neugier, Hoffnung, Euphorie und Solidarität prägten die Situation – und damit auch die Erinnerungen. So unterschiedlich wie die Gefühle waren auch die Reaktionen auf die damaligen Umstände: Manch einer verbarrikadierte sich zuhause und verfolgte die „Telerevolution“ am Bildschirm, andere gingen hinaus auf die Straßen der Städte und Dörfer, um den historischen Moment zu beobachten und mitzuerleben.

Es zeigte sich, dass es bei denjenigen Interviewten, die die rumänische Revolution vor Ort miterlebten, eine große Erinnerungsdichte gibt. Jeder der Erzählenden hat zudem eine sehr eigene Perspektive auf das Geschehen, die Erinnerungen sind durchmischt mit den Erfahrungen anderer und der medialen Berichterstattung. Allerdings lässt sich feststellen, dass die Ereignisse als „Blitzlichterinnerungen“ im Gedächtnis der Probanden verankert

sind. Diese werden besonders deutlich in der großen Detailfülle vieler Erzählungen, in denen das Wetter erinnert oder die Geschehnisse anhand von Wochentagen anstelle von Daten erzählt werden. Ein Umstand, der umso bemerkenswerter ist, da die rumänische Revolution zum Zeitpunkt der Interviews bereits 18 bis 20 Jahre zurücklag. Dieses Phänomen trat auch in spontan entstandenen Gesprächen auf. Aus diesem Grund kann davon ausgegangen werden, dass es nicht nur das Besondere der Interviewsituation und die entsprechende Vorbereitung darauf war, die diese Details hervorrief, sondern dass diese Erinnerungen vielfach tief ins Gedächtnis der Interviewpartner/-innen eingebrannt sind.

Anders gestalteten sich die Erinnerungen derer, die bereits vor dem Umsturz ausgewandert waren und die Revolution aus der Ferne, aus dem Ausland, erlebten. Bestimmte Kategorien aus der Analyse der Interviews mit Personen, die 1989 vor Ort in Rumänien waren, lassen sich auch in denen mit zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr in Rumänien lebenden Siebenbürger Sachsen wiederfinden. Beispiele hierfür sind die alltägliche Gewalt und die sich schnell verbreitenden Gerüchte. Doch bei den Personen, die bereits ausgewandert waren, haben sich eher die Wahrnehmungssituation und die empfundenen Emotionen eingeprägt als die Ereignisse selbst.

Für alle Probanden hatte und hat die Revolution individuelle Relevanz: für die einen, weil sie eine neue Zukunft und Chancen zur persönlichen Entwicklung in Rumänien sahen. Für die anderen, bereits ausgesiedelten Interviewpartner/-innen bedeutete der Umsturz, dass das Verhältnis zur alten Heimat Siebenbürgen einfacher wurde, da man nun vergleichsweise unkompliziert dorthin reisen konnte. Für den überwiegenden Teil der Siebenbürger Sachsen, ebenso wie für die Angehörigen der anderen rumäniendeutschen Minderheiten, waren die nun offenen Grenzen eine Möglichkeit, das Leben auf den mental schon lange „gepackten Koffern“ zu beenden



Einschüsse an einem Plattenbau gegenüber der Militärkaserne in Hermannstadt/Sibiu, 2008. Foto: Friederike Mönninghoff

und auszusiedeln. Zur Rückwanderung ins postkommunistische Rumänien entschloss sich sowohl unmittelbar nach dem Umsturz als auch bis zum heutigen Tag kaum jemand, auch wenn längst nicht alle meiner Interviewpartner mit der Auswanderungsentscheidung glücklich geworden sind. Es lässt sich konstatieren, dass die subjektive Relevanz und die Identitätskonkretheit der rumänischen Revolution umso größer sind, je dichter die Erinnernden an den Ereignissen waren. Darüber hinaus ist der gegenwärtige Lebensmittelpunkt relevant, da die Bewertung der Revolution und der anschließenden Entwicklungen meist positiver ist, wenn die Interviewpartner weiterhin in Siebenbürgen leben.

Die existentiellen Konsequenzen, die die Revolution nicht nur für den Einzelnen hatte, sondern die sich ebenso auf die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft auswirkten, legten nahe, dass die Revolution auch im kollektiven Gedächtnis der Siebenbürger Sachsen präsent ist. In der Studie konnte jedoch herausgefunden werden, dass das Gegenteil der Fall und die kollektive Bedeutung der rumänischen Revolution für die Siebenbürger Sachsen wenig ausgeprägt ist.

Bei der Betrachtung der rumänischen Revolution im kollektiven siebenbürgisch-sächsischen Gedächtnis war insbesondere die Unterscheidung zwischen kommunikativer und kollektiver Erinnerung von Bedeutung: Das kommunikative als das kurzlebige „Alltagsgedächtnis“ einer Gemeinschaft wurde abgegrenzt vom kollektiven Gedächtnis, das auf Dauerhaftigkeit ausgelegt ist und die Gruppenidentität stützt. Hierbei konnten Spezifizierungen ausgemacht werden, durch die deutlich wird, dass eine Vielzahl der Ereignisse nicht Teil des gruppenübergreifenden siebenbürgisch-sächsischen Gedächtnisses ist, sondern eher in lokalen Gedächtnissen Relevanz hat, während andere Ereignisse durchaus übergreifend erinnert werden. Dies gilt vor allem für Ereignisse mit einer großen medialen Präsenz, die ihre Breitenwirkung verstärkte.

Wie sich in den Interviews zeigte, gehen die beschriebenen Ereignisse durch ihre Speicherung in kollektiven Gedächtnisformen auch in den individuellen Narrationsbestand derjenigen Probanden über, die sie nicht selbst miterlebt haben. Hierin tritt eine deutliche Wechselwirkung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis zutage: Der kollektive Erinnerungswert bedingt wiederum einen individuellen.

Bemerkenswert ist jedoch, dass weder die Intensität der individuellen Erinnerungen sowie die ausgeprägte persönliche Bedeutung der rumänischen Revolution noch ihre tiefgreifenden Auswirkungen auf die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft zu einer deutlichen Präsenz des Umsturzes im kollektiven Gedächtnis der Siebenbürger Sachsen führten. Diese eher untergeordnete kollektive Relevanz des Umbruchs zeigt sich auch im Umfang der Berichterstattung zu den Jahrestagen der rumänischen Revolution von 1990 bis 2009, der über die Jahre vor allem in der *Hermannstädter Zeitung* und der *Siebenbürgischen Zeitung* abnimmt. In der *Allgemeinen*

Deutschen Zeitung für Rumänien wird in dem untersuchten Zeitraum insgesamt mehr über die (historischen) Revolutionsereignisse berichtet, was vermutlich ihrer Überregionalität geschuldet ist. Gemeinsam hingegen ist allen drei Zeitungen, dass sie sich nach dem Umsturz eher auf die massive Aussiedlung sowie die unsichere Zukunft der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft und nicht mehr auf die Revolution als solche fokussieren. Die Aushandlung von kollektiver Identität wird zu einem bestimmenden Thema innerhalb der Gemeinschaft und ihrer Medien – und überblendet die Erinnerung an das Ereignis des Umsturzes.

Der Massenexodus, der diese tiefgreifende Neuaushandlung von kollektiver Identität notwendig machte, schloss die 1945 begonnene Transformation der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft von einer geschlossenen hin zu einer transnationalen Gemeinschaft endgültig ab. Hieraus resultiert auch, dass es heute nicht mehr nur eine kollektive Identität gibt: Die Gemeinschaften in Deutschland und Rumänien beruhen zwar auf ähnlichen Identifikationsmarken, doch diese sind an die jeweilige Situation vor Ort angepasst, die wiederum geprägt ist von unterschiedlichen Bedürfnissen.

Vielen war der Auswanderungsgedanke zu tief in die Identität eingeschrieben, als dass die neue Freiheit nach der rumänischen Revolution als eine Freiheit zum Umdenken genutzt wurde. Der Migrationswunsch war stark eingepreßt, weswegen es für viele Siebenbürger Sachsen keine Option mehr war, vor Ort zu verbleiben. Generell jedoch war die persönliche Antwort auf die Frage „Gehen oder Bleiben?“ keine einfache, da sich in beiden Fällen Heimatverlust einstellte. Diejenigen, die gingen, ließen die räumliche, kulturelle und menschliche Heimat hinter sich, diejenigen, die blieben, verloren die menschliche Heimat und ihre Netzwerke. Die hieraus resultierende identitätsgefährdende Krise musste überwunden werden, auf individueller Ebene ebenso wie auf kollektiver.

Für viele ausgewanderte Siebenbürger Sachsen wurde zudem die unerwartete Fremdheitserfahrung zu einem Problem: Sie kamen nicht, wie vielfach erwartet, als „Deutsche zu Deutschen“, sondern wurden als Ausländer wahrgenommen und mussten plötzlich ihre Identität erklären. Längst nicht alle Aussiedler kamen vollständig in der neuen Heimat an, doch ein Eingestehen der Situation wird häufig als ein Scheitern angesehen und ist bis heute in der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft weitgehend tabuisiert. Hierin liegt sicherlich auch ein Grund dafür, warum alle Probanden, ausgewandert oder nicht, zumindest nach außen heute immer noch hinter ihren jeweiligen Entscheidungen stehen.

Die große Auswanderungswelle führte auch zu Spannungen zwischen den Gruppen der sogenannten „Fahrtsäer“ und „Bleibtsäer“, also der ausgewanderten und der in Rumänien lebenden Siebenbürger Sachsen. Diese liegen insbesondere im Kampf um die Deutungs- und Bedeutungshoheit darüber, was siebenbürgisch-sächsische Identität ist, begründet. Zudem steht das existentielle Argument vieler Auswanderer, man habe als Siebenbürger Sachsen

in Rumänien nicht mehr leben können, konträr zur Lebensrealität derer, die in Siebenbürgen leben. Die beschriebenen Spannungen gipfeln im Streit um den Kulturerhalt: Immer mehr siebenbürgisch-sächsische Kulturgüter verfallen. Seitens der Ausgewanderten werden diesbezüglich Vorwürfe formuliert, da oftmals nicht gesehen wird, dass die zahlenmäßige Situation der Siebenbürger Sachsen in Rumänien keinen umfassenden



Gedenkplatte auf dem Großen Ring/Piața Mare in Hermannstadt/Sibiu: „In Erinnerung an diejenigen, die im Dezember 1989 für Freiheit und Wahrheit fielen“. Foto: Friederike Mönninghoff

Erhalt zulässt, auch nicht mit Unterstützung von außen. Hieraus entspringt der Gegenwurf der in Rumänien lebenden Siebenbürger Sachsen, die sich von ihren Landsleuten im Stich gelassen fühlen. Diese Konflikte fließen in den Aushandlungsprozess über die Zukunft der Siebenbürger Sachsen ein, der nach wie vor anhält und in dem sich die volle Bandbreite an Einschätzungen der Situation von Hoffnung auf ein Fortbestehen der Gemeinschaft durch Öffnung nach außen bis hin zu einem endgültig besiegelten „Finis Saxoniae“ finden lässt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die rumänische Revolution für die Probanden eine große individuelle Bedeutung und einen ausgeprägten Erinnerungswert hat. Im kollektiven siebenbürgisch-sächsischen Gedächtnis spielt sie jedoch keine spezifische Rolle und fungiert nicht als kollektiver Identitätsanker. Der Massenexodus, der große Auswirkungen auf individueller und kollektiver Ebene hat, überblendet den Umsturz. So ist die Erinnerung an die Revolution als einem Auslöser für die schnelle, massenhafte Aussiedlung im Zuge der gesellschaftlichen Transformation Teil der kollektiven Erinnerung der Siebenbürger Sachsen geworden, nicht jedoch das Ereignis selbst.

Dr. Friederike Mönninghoff, Kulturwissenschaftlerin, arbeitet in der freien Wirtschaft und ist Lehrbeauftragte an der Universität Bremen. Ihre Dissertation „Irgendwie fuhr ein Krieg auf“ – Die rumänische Revolution im individuellen und kollektiven Erinnern von Siebenbürger Sachsen“ erschien 2017 im Böhlau Verlag.

Die Bessarabiendeutschen im Sog des Nationalsozialismus

VON HEINZ FIESS

Nach dem von Deutschland als schmachvoll empfundenen Versailler Vertrag zum Ende des Ersten Weltkrieges fiel der Wunsch, Deutschland wieder groß und mächtig werden zu lassen, auf einen fruchtbaren Boden. Hitlers Plan, die vielen im Ausland ansässigen sog. Volksdeutschen zurückzuholen, um mit ihrer Hilfe ein „arisches Großreich“ errichten zu können, verstärkte das Bemühen um diese Gruppen. So kam es zu einem immer intensiver werdenden Einfluss des Nationalsozialismus auch auf die Deutschen in Bessarabien.

Um verstehen zu können, warum die Bessarabiendeutschen offen für die NS-Ideen waren, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die 120 Jahre ihres Lebens als kleine Minderheit im multiethnischen Bessarabien zu werfen. Nach den napoleonischen Kriegen, die große Not für die Bevölkerung der beteiligten Länder gebracht hatten, waren ab 1816 viele Menschen aus dem süddeutschen Raum bzw. solche, die schon Jahre zuvor nach den polnischen



Das Blasorchester Tarutino 1933; in der Mitte mit Hitlergruß Gaujugendführer Arthur Fink.
Quelle: Bildarchiv des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Stuttgart

Teilungen in die davor polnischen Gebiete ausgewandert waren, dem einladenden Aufruf des russischen Zaren Alexander I. gefolgt. Im Frieden von Bukarest 1812 zwischen dem russischen und dem osmanischen Reich hatte dieser das Gebiet Bessarabien hinzugewonnen und war nun bestrebt, das von den Osmanen fluchtartig verlassene Land zu bevölkern und landwirtschaftlich voranzubringen. Verschiedene Privilegien wie Befreiung vom Militärdienst, Freiheit in der Religionsausübung, Steuerfreiheit für zehn Jahre und – als besonderer Anreiz für die zugewanderten Kolonisten – jeder Familie 60 Desjatinen Land zum ewigen und erblichen Eigentum waren eine verlockende Einladung. So brachten es die meisten nach schwierigen, entbehrungsreichen Anfangsjahren durch Fleiß und Ausdauer zu einem gewissen Wohlstand. Doch einschneidende Veränderungen blieben nicht aus: 1871 hob Zar Alexander II. diese Privilegien, darunter auch die Befreiung vom Wehrdienst, auf. Unter seinem Nachfolger kam es zu einer scharfen Russifizierungspolitik, unter der auch die anderen nichtrussischen Ethnien (vor allem Moldauer und

Juden) schwer zu leiden hatten. Während des Ersten Weltkrieges wurden die Bessarabiendeutschen, die als russische Soldaten auch gegen Deutschland kämpfen mussten, häufig als Spione betrachtet. Wie schon die Wolhyniendeutschen sollten auch sie nach Sibirien transportiert werden, was infolge eines extrem schneereichen Winters und der Veränderungen durch die russische Februarrevolution 1917 nicht zustande kam. Die Unzufriedenheit mit Russland und die Furcht vor dem Bolschewismus führten folglich dazu, dass sich ein Großteil der bessarabischen Bevölkerung – allen voran die Moldauer – von Russland lösen, eine Autonome Moldauische Volksrepublik bilden wollte. 1918 wurde Bessarabien schließlich von Rumänien annektiert. Wie Moskau immer wieder deutlich machte, erkannte es diese Annexion nie an und betrachtete Bessarabien als einen Teil der Sowjetunion.

Während des Ersten Weltkrieges kam es zu Kontakten der Bessarabiendeutschen mit Deutschland und zu einer Wiederentdeckung des fast schon vergessenen „Mutterlandes“. Das Deutschsein wurde angesichts einer allgemeinen Unzufriedenheit, der negativen Erfahrungen und der vorhandenen Ängste zum zentralen Thema. In den darauf folgenden 1920er und vor allem in den 1930er Jahren gerieten die Bessarabiendeutschen wie auch andere im Ausland lebende „volksdeutsche Splittergruppen“ wie z. B. die Balten-, Wolhynien-, Galizien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen in den Fokus des Interesses der Nationalsozialisten. Kulturelle Betreuung und finanzielle Unterstützung der deutschen Minderheiten, Freiplätze an deutschen Hochschulen, Besuche reichsdeutscher Studenten in den volksdeutschen Siedlungsgebieten sowie Gegenbesuche kleinerer Gruppen Volksdeutscher z. B. zu großen Sportveranstaltungen wie die Olympischen Spiele 1936 schufen ein Klima des Vertrauens und der Bewunderung für das deutsche „Mutterland“. Gerade wegen der schwierigen schulischen Situation aufgrund der staatlichen Rumänisierungsbestrebungen studierten viele Bessarabiendeutsche in Deutschland, wobei sie sich auch von den Ideen des Nationalsozialismus anstecken und begeistern ließen. Nach ihrer Rückkehr gehörten sie zur Führungsschicht der deutschen Minderheit und wollten mit neuem Elan das „Deutschtum“ fördern. Reichlich Anregung hierzu erhielten sie in den 1930er Jahren dank der engen Kontakte mit dem benachbarten

Siebenbürgen und dessen nationalsozialistischem Landesführer Fritz Fabritius. Sie brachten den bisherigen – in ihren Augen reaktionären – Volksratsvorsitzenden Daniel Haase zum Sturz, strukturierten das Vereinsleben nach dem Führerprinzip um, nutzten die bessarabiendeutsche Presse zur politischen Beeinflussung und forderten mit ihrer nationalsozialistischen „Erneuerungsbewegung“ vor allem die Schaffung einer „Volks-gemeinschaft“ und somit die Unterordnung unter den Geist des Führers, Linientreue, aber auch bereits die „Reinhaltung“ und „Veredelung“ der deutschen Rasse.

Nicht vergessen sollte man dabei, dass die Bereitschaft zur Öffnung für nationalsozialistisches Gedankengut gerade in der Führungsschicht groß war. Man sah im „Deutschtum“, welches im Deutschen Reich zunehmend an Bedeutung gewann, das große Vorbild, das sich gegen das Feindbild des Kommunismus und des im Zusammenhang mit dem Bolschewismus gesehene Judentum durchsetzen könnte. Neben der Bewunderung für das Deutsche Reich fielen diese Ideen gerade bei den Gebildeteren und den Wohlhabenderen auf fruchtbaren Boden, wurden aber aufgrund der negativen Erfahrungen mit Russland wie drohende Deportation, Kollektivierung, oder sehr besorgte Briefe von deutschstämmigen Kolonisten aus dem zu Russland gehörenden benachbarten Gebiet Cherson auch in der einfachen Bevölkerung gesehen. Auch der gemeinsam mit den anderen Minderheiten erfahrene Rumänisierungsdruck, der in der Agrarreform und besonders wie schon angesprochen in der Schulpolitik zum Ausdruck kam, bestärkte den hoffnungsvollen Blick auf das Deutsche Reich.

Aus dem geheimen Zusatzprotokoll zum für die Welt sehr überraschenden deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt (Hitler-Stalin-Pakt) vom 23. August 1939 wird deutlich, wie die „Splittergruppe“ der Bessarabiendeutschen von der Seite Hitlers zu sehen war. So wurde im Punkt 3 des Protokolls von sowjetischer Seite klar das Interesse am *Gebiet* Bessarabien betont, während *von deutscher Seite das völlige Desinteresse an einer Übernahme dieses Territoriums erklärt wurde*. Indirekt kam jedoch zum Ausdruck, dass Hitler an den Bessarabiendeutschen interessiert war, allerdings nicht etwa, wie viele von ihnen dachten, um sie vor den Sowjets zu schützen, sondern um die Idee des Großdeutschen Reiches weiterzuerfolgen. Hierfür wurden „rassisch wertvolle“ Siedler, Arbeitskräfte und jede Menge Soldaten benötigt. Der Nichtangriffspakt, in dem bisher erklärte Todfeinde plötzlich ein freundschaftliches Verhältnis zueinander betonten, entsprach dem recht durchsichtigen Kalkül Hitlers: Zu allererst musste für die Idee des „Lebensraumes“ und ohne Störung durch die Sowjetunion Polen erobert sowie Frankreich und England geschlagen werden, um sich dann mit allen Kräften gegen den Bündnispartner im Osten zu wenden. Und so folgte prompt auf den Nichtangriffspakt bereits eine Woche später der mit äußerster Härte durchgeführte Überfall auf Polen. Als auch die Rote Armee kurz darauf im Osten des Landes einfiel, fand mit dem

deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag die „vierte Teilung Polens“ und die Festlegung einer Grenzlinie statt, durch die nun der vom Rassegedanken bestimmte „Lebensraum“ ermöglicht wurde. Die von der deutschen Wehrmacht eroberten Gebiete wurden als Reichsgaue Wartheland und Danzig-Westpreußen dem Deutschen Reich eingegliedert – die *Umsiedlung* der Volksdeutschen konnte beginnen. Auch wenn die bessarabiendeutsche Presse zunächst angewiesen war, die Idee einer Umsiedlung weit von sich zu weisen, so begann die Volksgruppenführung ab Oktober 1939 unter strengster Geheimhaltung bereits mit den Vorarbeiten und der Erstellung eines Volkskatasters.

Obwohl die Umsiedlung beschlossene Sache war, sollte Rumänien nicht den Eindruck gewinnen, Deutschland wolle diese Menschen zu sich holen, denn es erschien – auch im Hinblick auf die Deutschen in Bessarabien – aus deutscher Sicht taktisch klüger, den Anlass für die Umsiedlung auf die Sowjets zu schieben, die ihren Anspruch auf das Gebiet Bessarabien nie aufgegeben hatten. Mit dem am 26. Juni 1940 an Rumänien gestellten Ultimatum, Bessarabien an die Sowjetunion zurückzugeben, sowie mit der zwei Tage später erfolgten Besetzung der Region wurde das Bedrohungsszenario aus bessarabiendeutscher Sicht Realität. Das in der damaligen Zeit



Ein Wagentreck bessarabiendeutscher Umsiedler beim Verlassen des Ortes Teplitz auf dem Weg ins Auffanglager im rumänischen Galatz/Galați.

Quelle: Bildarchiv des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Stuttgart

militärisch noch sehr erfolgreiche Deutsche Reich wurde hingegen als hochgeschätzter Retter aus der Not gefeiert und man wollte sehnsüchtig „Heim ins Reich, heim ins geliebte Mutterland“.

Weil es sich mit dem Verlassen von Bessarabien nicht etwa um eine Flucht, sondern um eine subtil organisierte Umsiedlung handelte, bei der für das zurückgelassene Vermögen im neuen Ansiedlungsgebiet ein Ausgleich (Naturalersatz) versprochen wurde, fanden zunächst zähe deutsch-sowjetische Verhandlungen in Moskau statt, bis schließlich am 5. September 1940 der Umsiedlungsvertrag für die Bessarabiendeutschen und die Deutschen aus der Nordbukowina zum Abschluss kam. Da es nach den Worten des bessarabiendeutschen Gauleiters Dr. Otto Broneske nun die letzte und größte Aufgabe war, „die

Rückführung deutschen Blutes in die Urheimat“ durchzuführen, konzentrierte sich die Volksführung nun voll und ganz auf diese Herausforderung. Unter intensivem, streng durchorganisiertem Einsatz war von der bessarabiendeutschen Volksgruppe bereits enorme Vorarbeit geleistet worden, und vor allem die neben der sowjetischen Beauftragten angereiste fünfhundertköpfige deutsche SS-Umsiedlungskommission wurde nach Kräften unterstützt. Schließlich ging es darum, wie Broneske es ausdrückte, dass sich jeder in der Urheimat später bewähren könne und müsse. Man erwartete also einen großen Einsatz von jedem, und wer noch zweifelte, dem musste aus Sicht der Volksführung eben noch nachgeholfen werden. Jeder sollte von dem Gedanken beseelt sein: „Wir dürfen heim!“

Nach den Plänen der NS-Führung im Deutschen Reich liefen die Umsiedlung und die darauf folgende Ansiedlung weitestgehend reibungsfrei ab. Schon vor der Abreise wurden die Bessarabiendeutschen von ärztlicher Seite durch „Sanitätspässe“ erfasst, die durch Kontrolluntersuchungen in den verschiedenen Lagern und bei der „Durchschleusung“ vor der Einbürgerung immer wieder ergänzt wurden. So sollte ermöglicht werden, dass nur „arisch-reinrassige“, erbgesunde Menschen als „wertvolles“ und „osttaugliches Material“ (O-Fälle) im erweiterten Lebensraum in den im Polenfeldzug eroberten Gebieten, den nun gegründeten Gaue Wartheland und Danzig-Westpreussen zur Ansiedlung kamen, um dort ihre große Mission erfüllen zu können. Auch Bessarabiendeutsche selbst waren bei dieser Selektion mitbeteiligt. Um die versprochenen Bauernhö-



Die zwangsevakuieren Polen werden zur Bahn gebracht, die sie ins Generalgouvernement bringen wird.
Quelle: BArch R49, Bild 0131/Hofreiter/CC-BY-SA 3.0.

fe (Naturalersatz) bereitstellen zu können, wurden die bisherigen polnischen Besitzer meist in das neugeschaffene, nicht dem Deutschen Reich eingegliederte sog. Generalgouvernement zwangsdeportiert, wo sie unter schlimmsten Bedingungen als „Untermenschen“ zu arbeiten hatten. Wem dieses Los erspart blieb, konnte bei



Eine bessarabiendeutsche Familie wird vom SS-Ansiedlungsstab auf dem ihnen zugeteilten Hof empfangen.
Quelle: Bildarchiv des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Stuttgart

den angesiedelten Deutschen bleiben, um dort als – nunmehr besitzloser – Knecht zu arbeiten.

Es ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, die Komplexität der Selektion der deutschen und polnischen Bevölkerung und die sich bei der Ansiedlung ergebende Problematik genauer darzustellen. Nach Zeitzeugenberichten darf man davon ausgehen, dass sich die Ansiedler nach Kräften bemühten, den für sie vorgesehenen Aufgaben gerecht zu werden, auch wenn ihnen bisweilen je nach politischer Linientreue und nicht für jeden nachvollziehbar ganz unterschiedliche Höfe zugewiesen worden waren. Der Traum vieler, eine – wenn auch in unsäglicher und für manchen beschämender Weise auf Kosten der „minderwertigen“ Polen – neue Heimat zu finden und „Großes“ für das Deutsche Reich zu leisten, wurde mit dem Fortschreiten des Krieges zerschlagen. Die Euphorie mancher verschwand mit der Gewissheit, dass es wohl doch nicht zum propagierten Endsieg kommen würde. Während viele der Söhne und Männer im Einsatz für die Wehrmacht oder die Waffen-SS gefallen waren oder sich noch auf irgendwelchen Schlachtfeldern befanden, stand den Frauen, Kindern und Alten im Januar 1945 das große Trauma der Flucht bevor. Die Hoffnungen, die viele mit der NS-Herrschaft im Deutschen Reich verbunden hatten, waren zerbrochen. Ein völlig anderer Neuanfang stand bevor.

Heinz Fieß wurde 1941 in einem Umsiedlungslager im damaligen Gau Sudetenland geboren. Er lebt seit 1946 in Baden-Württemberg. Der studierte Diplompädagoge war viele Jahre als Realschulrektor tätig. Er engagiert sich seit längerem im Bessarabiendeutschen Verein e. V. (Stuttgart) und ist dort Mitglied in der Historischen Kommission. Sein Buch „Die ‚Rückführung‘ der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen“ erschien 2016 in zweiter Auflage mit einem Vorwort von Bundespräsident a. D. Horst Köhler.

Eine Dame von Welt aus Berlin ebnet für Nazideutschland den Weg nach Rumänien

Edit von Coler in Bukarest

VON GERHARD KÖPERNIK

Im Mai 1938 macht Edit von Coler, im Reichslandwirtschaftsministerium für die Auslandspresse zuständige Referentin, eine Rundreise durch Rumänien. Im Oktober ist sie erneut in Bukarest und vereint die zerstrittenen Siebenbürger Sachsen. Ab Januar 1939 bis August 1940 lebt sie in der rumänischen Hauptstadt und wirbt unentwegt für die Zusammenarbeit zwischen Rumänien und dem Dritten Reich. Wer war diese Frau?

Ende Juli 1940 rief Außenminister Ribbentrop seinen Kollegen Richard Walther Darré, Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, an und forderte barsch, Edit von Coler umgehend aus Bukarest zurückzurufen. Darré erklärte sich hierzu bereit, wies aber darauf hin, dass das Auswärtige Amt Ende 1938 empfohlen habe, Frau von Coler nach Bukarest zu entsenden. Edit von Coler kehrte Anfang August 1940 nach Berlin zurück. So endete abrupt eine Episode der deutsch-rumänischen Beziehungen, in deren Mittelpunkt eine Frau stand, die Zeitgenossen und der Nachwelt Rätsel aufgab. Der rumänische Politiker Constantin Argetoianu notierte bereits im März 1939 in sein Tagebuch: „Man weiß nicht, wer und weshalb sie hierher geschickt hat.“

War Edit von Coler, wie man raunte, eine Mata Hari, die hohen Herren in Bukarest im Bett Staatsgeheimnisse entlockte? Eine simple Spionin, eine Agentin der Gestapo? Nichts von alledem, wie die amerikanische Journalistin R. G. Waldeck in ihrem 1942 erschienenen Buch „Athene Palace“ darlegte. Die Wege beider Frauen kreuzten sich im Frühsommer 1940, als sie in Bukarest im Hotel Athenée Palace, dem ersten Haus am Platz, logierten. Für Waldeck war von Coler eine Propagandistin für Nazideutschland, die mit glamourösem Auftreten viel mehr als die deutsche Gesandtschaft dazu beigetragen habe, die rumänischen Politiker Frankreich vergessen zu lassen und ihnen Nazideutschland schmackhaft zu machen. Aus den rund 200 Briefen und Berichten der Edit von Coler im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München ergibt sich das Bild einer ehrgeizigen und äußerst aktiven Frau, die in Berlin und Bukarest bestens vernetzt war und sich 1939/1940 leidenschaftlich für die Annäherung Nazideutschlands an Rumänien einsetzte. Sie wollte sich in Szene setzen und fand bei rumänischen Politikern dankbare Gesprächspartner. Unfreundlich gesagt: Eine Wichtigtuerin ohne dienstlichen Auftrag.

Die 1895 in Berlin als Tochter eines bekannten Bildhauers geborene Edit Heinemann lernte von Kindesbeinen an bei einer französische Gouvernante die Sprache des westlichen Nachbarlandes. Nach der Scheidung ihrer Eltern 1905 wechselte sie mit ihrer Mutter zum Bildhauer Manzel, der mit Kaiser Wilhelm II. befreundet war. So erhielt Edit Zugang zu den höchsten Kreisen in Berlin. Im elitären Internat der Königin-Luise-Stiftung galt sie als gute Schülerin. Dort machte sie Bekanntschaft mit

Werner Lorenz, den Bruder einer Mitschülerin, der nach 1933 in der SS aufstieg. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete sie sich beim Deutschen Roten Kreuz; Not und Tod waren ihr nun nicht mehr fremd. 1917 ging sie mit dem Oberleutnant Ulrich von Coler eine „Vernunft-ehe“ ein. Sie ließ sich 1922 von ihm scheiden, den adligen Namen mochte sie aber nicht aufgeben. 1923 heiratete sie den reichen Geschäftsmann Paul Lohmann, der ihr bis zu seinem Ruin infolge der Weltwirtschaftskrise 1929 ein Leben in Luxus finanzierte. Von ihm geschieden,



Edit Manzel-Heinemann (re) mit ihren Geschwistern Gerhard Ludwig Manzel und Alix Manzel-Heinemann, um 1919.

Quelle: Archiv Jacques Picard

fand sie eine Arbeitsstelle im Staatlichen Schauspielhaus Berlin. 1931 trat sie der NSDAP bei. Die schöne, blonde Frau mit blauen Augen kam bei der Nazi-Männerwelt gut an. Und: Sie war die Cousine der Frau des Reichsführers SS, Heinrich Himmler. Dieser sorgte dafür, dass Edit von Coler 1935 im Reichslandwirtschaftsministerium eine Stelle als Referentin für die Auslandspresse erhielt. Über ihr Privatleben in diesen Jahren gibt es einigen Klatsch, wie man im Jacques Picards 2010 erschienenen Buch „Edit von Coler – Als Nazi-Agentin in Bukarest“ nachlesen kann. Das Werk Picards ist die bislang einzige Monographie über diese glamouröse Person.

Im Mai 1938 machte Edit von Coler eine Rundreise durch Rumänien. Sie besichtigte die Hafenanlagen und eine Schafzuchtstation in Konstanz/Constanța, ein landwirtschaftliches Versuchsgut in Bukarest, eine Frauenschule in Predeal, ein Gestüt bei Fogarasch/Făgăraș sowie Kronstadt/Brașov und Hermannstadt/

Sibiu. Außerdem führte sie Gespräche im Presse- und Propagandaministerium und interviewte den rumänischen Landwirtschaftsminister. Wie sie in ihrem Bericht schrieb, konnte sie in der kurzen Zeit von nur neun „Urlaubstagen“ verhältnismäßig viel sehen, da der Landwirtschaftsminister ihr seinen Wagen und der Luftfahrtminister ihr sein Flugzeug zur Verfügung gestellt hatten. Wie hat sie das geschafft? Unbeantwortet muss auch die Frage bleiben, warum sie Rumänien als Reiseziel wählte. War es wirklich ihre behauptete Liebe zur Zigeunermusik?

Im Oktober 1938 reiste sie erneut nach Rumänien. In einem Bericht an das Auswärtige Amt unterstrich der Gesandte (Botschafter) Fabricius, Frau von Coler habe mit großem Geschick Beziehungen zu den verschiedensten Kreisen geknüpft, sie habe durch ihr gewandtes Auftreten bei allen rumänischen Stellen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen; ihr Aufsatz über die nationalsozialistische Agrarpolitik sei in der bekannten Zeitung *Universul* ohne Kürzungen abgedruckt worden. Bei Edit von Coler selbst liest sich das so: Sie habe mit „alten Bekannten“ u. a. mit Außenminister Comnen, Minister Titeanu, dem Großindustriellen Malaxa und dem Minderheitenkommissar Dragomir „Gespräche geführt“.

Einen spektakulären Erfolg erzielte Edit von Coler, als es ihr auf dieser Reise nach eigenem Bekunden gelang, den „Bruderzwist“ zwischen den seit 1935 rivalisierenden rumäniendeutschen radikalen und moderaten NS-Parteien, der Deutschen Volkspartei Rumäniens und der Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien, innerhalb



Edit von Colers (1895–1949) Foto in ihrem NSDAP-Parteibuch (1931).
Quelle: Archiv Jacques Picard

von zwei Tagen zu beenden. Historiker rätseln, wie sie diese Einigung bewerkstelligen konnte, nachdem vorangegangene Versuche gescheitert waren. Erlagen die Herren dem Charme der „äußerst attraktiven blonden Dame“? Ließ sie durchklingen, dass sie mit dem Reichführer SS, Heinrich Himmler, verwandt war? Spielte der Entzug bzw. die Aufstockung finanzieller Mittel aus Deutschland eine Rolle? Sie

selbst jedenfalls führte die Einigung allein auf ihr Geschick zurück.

Am Tag der Abreise Frau von Colers machte Malaxa, Herr eines Firmenimperiums und reichster Mann in Rumänien, dem Gesandten Fabricius den Vorschlag, eine

Zeitung herauszugeben, die der Verbesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien dienen sollte. Er habe in Frau von Coler eine Persönlichkeit kennengelernt, die die Fähigkeit zu besitzen scheine, dieser Zeitung die gewünschte Ausrichtung zu geben. In seinem Bericht an das Auswärtige Amt befürwortete der Gesandte diese Anregung „wärmstens“, und wies darauf hin, dass der König zwar keine finanzielle Einflussnahme von Ausländern auf rumänische Zeitungen wünsche, es aber begrüßenswert sei, wenn der jüdischen Propaganda in der rumänischen Presse entgegengewirkt werden könnte. Die Einbindung eines deutschen Journalisten in die von Malaxa geplante Zeitung wäre hierbei sehr wirkungsvoll.

Zurück in Berlin schrieb Edit von Coler an Malaxa, es sei ihr gelungen, die volksdeutschen Gruppen in Rumänien zu vereinigen; sie habe „diese Angelegenheit ohne Auftrag erledigt, aus freiem Herzen, um mitzuhelfen, alle nur möglichen Missverständnisse zwischen unseren Völkern zu beseitigen – soweit ich als schwache Frau dazu imstande bin.“ Sie informierte den Leiter der Presseabteilung im Auswärtigen Amt, Aschmann, der von dem Vorschlag Malaxas begeistert war. Das Reichslandwirtschaftsministerium genehmigte für ein Jahr unbezahlten Urlaub. Der Vertrag mit Malaxa sah ein fürstliches Gehalt – teils in Lei, teils in Reichsmark, gezahlt im Voraus für ein Jahr – sowie einen Dienstwagen vor.

Alles sah gut aus, bis am 30. November 1938 – eine Woche nach dem Besuch König Carols II. bei Hitler – der Führer der faschistischen „Eisernen Garde“, Codreanu, ermordet wurde. Da Hitler fürchtete, es könnte der Eindruck entstehen, die Beseitigung Codreanus sei mit ihm abgesprochen, gab er der NS-Presse freie Hand für heftige Angriffe auf den König. Die deutsch-rumänischen Beziehungen waren auf Wochen vergiftet.

Edit von Coler traf im Januar 1939 in Bukarest ein und bezog ein Appartement im Hotel Athenée Palace. Ende Januar führte sie „als Privatperson“ Gespräche mit dem mächtigen Hofminister Urdăreanu, Außenminister Gafencu, Innenminister Călinescu, Nationalbankchef Savu und mit Malaxa. Ihre Eindrücke fasste sie in einem Brief an den Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP, Rosenberg, zusammen: Maßgebliche Kreise in Rumänien rückten von Frankreich ab und wünschten eine Annäherung an Deutschland. König und Regierung hätten den aufrichtigen Wunsch, mit Deutschland zusammenzuarbeiten. Die Minister hätten betont, man wolle nur wissen, was Deutschland wünsche.

Von Coler reiste nach Berlin, um Propagandamaterial zu beschaffen. Malaxa hatte sie gebeten, beim Aufbau des rumänischen Propagandaministeriums und der Organisation der neuen, vom König ins Leben gerufenen Staatspartei zu helfen. Nach ihrer Rückkehr Mitte Februar schrieb sie einen ersten Artikel in der ihr anvertrauten Zeitung *Curentul*. In den folgenden Wochen richtete sie Briefe mit Ratschlägen an ihren Freund, SS-Obergruppenführer Lorenz und andere hohe Herren in Berlin. Sie lobte den von Göring protegierten, für den Außenhandel zuständigen Ministerialdirektor Wohlthat, der das am

24. März 1939 unterzeichnete Wirtschaftsabkommen mit Rumänien verhandelt hatte. Sie selbst schrieb sich diesen Erfolg nicht zu. Im britischen Boulevardblatt Daily Express allerdings war zu lesen: „Das hübsche junge Fräulein von Kohle (sic!), Hitlers herumschwärmende Abgesandte auf dem Balkan, spielte in der vergangenen Nacht eine führende Rolle, in dem sie die Unterschrift König Carols unter den Handels-Friedensvertrag mit Deutschland sicherstellte.“

In den Wochen nach Abschluss des Abkommens trommelte von Coler unablässig bei leitenden Beamten in Berlin für mehr Engagement in Rumänien, da ansonsten der Einfluss Frankreichs und Englands wachsen würde. Im Juni 1939 fand sie Zeit, für die Königsparterie ein Parteistatut und ein Parteibuch nach Vorbild der NSDAP zu entwerfen. Das Interesse der Dame aus Berlin galt aber vor allem der hohen Politik. Im August führte sie erneut „private Besprechungen“ mit König Carol II. (vermutlich in wenigen Worten, als sie ihm vorgestellt wurde) und seinen Ministern. Nach vergeblichen Bemühungen um persönliche Gesprächstermine bei Außenminister Ribbentrop und Feldmarschall Göring berichtete sie diesen in schriftlicher Form. Den Chef der Reichskanzlei, Lammers, bat sie, diesen Bericht Hitler vorzulegen.

Zur Vorbereitung eines Gesprächs zwischen Lammers und Heydrich im November 1939 findet sich eine Aufzeichnung, in der ein gewisser Kunstmaler Beckmann warnt: Die Schwester von Colers sei mit einem Volljuden verheiratet, den sie im Januar 1939 in London besucht habe. Er befürchte, dass Frau von Coler in Hinblick auf ihre jüdische Verwandtschaft, auf ihre vielen Bekanntschaften mit Ausländern und die beträchtlichen ihr zur Verfügung stehenden Geldmittel vielleicht nicht nur für Deutschland wirke.

Das Treiben von Colers stieß auch im Auswärtigen Amt zunehmend auf Missfallen. Fabricius hatte Briefe geöffnet, die sie über den Kurierdienst des Amtes nach Berlin schickte. Edit von Coler beschwerte sich Mitte Dezember in einem Schreiben an den Chef des persönlichen Stabes des Reichsführers SS, Karl Wolff: „Ich sagte dem Gesandten, daß ich als selbständige und unabhängige Person an meine Freunde schreiben könne, was ich wolle“. Und tags darauf: „Sicher werden Sie sagen, eine dumme Frau habe sich nicht in die Politik zu mischen. Aber dann ist ja immer noch der Papierkorb für meine Briefe da. Als fanatische Deutsche und Kennerin der hiesigen Verhältnisse fühle ich mich aber verpflichtet, meine Bedenken und Erfahrungen zu sagen. [...] Würden Sie auch so nett sein, den Lammers-Brief auch Heini zu zeigen.“ Mit „Heini“ meinte sie Heinrich Himmler.

Anfang Januar 1940 schlug Edit von Coler Lammers vor, die Gesandtschaft in Bukarest zu einer Botschaft aufzuwerten, Wohlthat zum Botschafter zu ernennen sowie den von Hitler geschassten Reichsbankpräsidenten Schacht als Finanzberater nach Rumänien zu holen. In außenpolitischen Fragen hielt sie sich im Weiteren etwas zurück. Sie ahnte, dass sich die Schlinge zuzog, und bekam Depressionen.

Ihren Vertrauten Dr. Syrup im Reichswirtschaftsministerium bat sie im März 1940, ihre Akten streng vertraulich zu behandeln, „damit nicht noch mehr Skandal entsteht, wie durch meinen letzten Brief an Lammers, der ja scheinbar in ganz Berlin herumgegangen ist, was ja nicht im Sinn dieses Briefes war. Ribbentrop soll toben und das tut mir furchtbar leid. Überhaupt wird scheinbar wieder einmal zur Zeit gegen mich geschossen.“ Und wenige Wochen später: „... Ich bin verzweifelt und lebensmüde...“.

Ein weiteres Mal wollte Edit von Coler zeigen, welche bedeutsame Rolle sie in

Bukarest spielte. Sie bat um eine Audienz bei König Carol II., die ihr für den folgenden Tag, den 18. Juli 1940, gewährt wurde. Ihrem schriftlichen Bericht über das einstündige Gespräch zufolge habe sie betont, eine einfache Privatperson zu sein, die nicht über die politischen Absichten Deutschlands orientiert sei und auch nicht mit dem Gesandten vorher gesprochen habe.“ Sie habe lediglich mit dem Menschen und nicht mit dem König reden wollen.

Audienz und Bericht brachten im Auswärtigen Amt das Fass zum Überlaufen. Außenminister Ribbentrop telefonierte mit Heinrich Himmler, weil er gehört habe, Frau von Coler sei mit ihm verwandt. Er müsse Maßnahmen ergreifen, da sie in Rumänien sehr stark politisch tätig sei, und zwar neben dem Gesandten und zum Teil ohne sein Wissen. Himmler erklärte, die Cousine seiner Frau sei vielleicht manchmal zu eifrig politisch tätig gewesen, dies bestimmt aber nicht in böser Absicht. Als gute Deutsche würde sie dem Wunsch des Reichsaußenministers ohne Weiteres folgen. Ribbentrop forderte von seinem Ministerkollegen Darré die Abberufung Edit von Colers aus Bukarest.

Sie kehrte am 3. August 1940 nach Berlin zurück. Ihr wurde der Pass abgenommen. Ribbentrop sorgte dafür, dass sie Deutschland bis 1945 nicht verlassen durfte. 1949 starb sie.



Die Gestapo-Agentin und Sonderbeauftragte in Rumänien Edit von Coler 1938. Quelle: Archiv Jacques Picard

Dr. Gerhard Köpernik, Jurist, ist der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft. Zuletzt erschien von ihm der Band: „Faschisten im KZ. Rumäniens Eiserne Garde und das Dritte Reich“, Berlin.

Landesmutter und dichtende Königin

VON ALINA E. BRUCKNER

„Ich bleibe lieber als Legende in den Herzen der Menschen“ (Carmen Sylva)

Zu ihren Lebzeiten war Carmen Sylva eine faszinierende Persönlichkeit, die in der Geschichte als Königin Elisabeth von Rumänien und in der Literaturgeschichte als „dichtende Königin“ bekannt geblieben ist. Im kulturellen Spannungsfeld des 19. Jahrhunderts ist eine Würdigung ihres Werkes allerdings problematisch, da sie weder der deutschen, noch der rumänischen Literatur eindeutig zugeordnet werden kann.



Königin Elisabeth (Carmen Sylva; in rumänischer Nationaltracht, 1882) wurde im Dezember 1843 auf Schloss Monrepos bei Neuwied am Rhein als Prinzessin Elisabeth Pauline Ottilie Luise zu Wied geboren; Sie verstarb im März 1916 in Bukarest. Foto: Franz Duschek

Als Schriftstellerin hat sie somit keinen klar definierten Platz, einerseits aufgrund ihrer sozialen Position als Herrscherin eines neu begründeten Königreichs, andererseits als Folge der Tatsache, dass sie sich in ihrem Schaffen zwischen zwei Kulturen und zwei Sprachen positionieren musste. Als Fürstin und dann erste Königin Rumäniens, eines entfernten und für sie fremden Landes, nahm Carmen Sylva ihre neue Rolle

als „Landesmutter“ auch im Sinne von dynastischer Propaganda und Volkserziehung an. Ihr literarisches Werk ist daher unter einer Doppelperspektive zu betrachten.

Die Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk der Königin ermöglicht einen Einblick in die Epoche der ersten königlichen Familie in Rumänien. Dass autobiographische Züge im literarischen Werk zu bemerken sind, ist nicht überraschend: Carmen Sylva stellte sich in ihrem Werk selbst als Königin dar. Den Künstlernamen verwendete sie nicht um ihre Identität zu verstecken. Das Pseudonym „Carmen Sylva“ kann vielmehr als Versuch der Königin erklärt werden, die deutsche und die rumänische Kultur miteinander zu verbinden, da der Name eigentlich „Lied des Waldes“ bedeutet.

Biographische und literaturwissenschaftliche Annäherungen an Carmen Sylva wurden bereits von zahlreichen Autoren unternommen: Die ersten Biographien zu der dichtenden Königin stammen aus ihren Lebzeiten hierbei sind besonders jene von Mite Kremnitz, einer Hofdame und engen Freundin der Königin, von Natalie

von Stackelberg, die ihr Buch auf Anregung der Königin selbst verfasste, sowie von Paul Lindenberg, enger Freund und Biograph von König Carol I, des Ehemannes Carmen Sylvas, zu erwähnen. Einen besonderen Platz unter diesen ersten Biographen der Königin Elisabeth nimmt Pierre Loti ein, dessen Werke Carmen Sylva ins Deutsche übersetzt hatte. Die subjektive Natur ist diesen Biographien inhärent, umso mehr als diese Autoren sich selbst nicht als Literaturkritiker betrachteten.

In bekannten westeuropäischen Publikationen zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts sowie auch in deutschen Literaturgeschichten, Literaturlexika oder Anthologien wird Carmen Sylva trotz ihrer Zugehörigkeit zu dem deutschen Sprachraum und ungeachtet ihres umfangreichen deutschsprachigen Werkes hingegen kaum Platz eingeräumt. Wenn sie dennoch erwähnt wird, dann lediglich in vereinzelt allgemeinen Bemerkungen zu ihrem Namen. Dasselbe gilt auch für die rumänische Kultur: Carmen Sylva wird weder in den älteren, noch in den neueren rumänischen Literaturgeschichten als Schriftstellerin untersucht. Die Gründe hierfür sind sowohl literaturhistorischer als auch – besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – politischer Art.

Die Tatsache, dass der historische und kulturelle Kontext für eine Legitimierung des literarischen Schaffens von Carmen Sylva war, ist bei einer Darstellung der ersten rumänischen Königin als Schriftstellerin grundsätzlich zu berücksichtigen. Man sieht sich mit der Frage konfrontiert, worin Wert und Wirkung eines literarischen Stückes grundsätzlich bestehen. Die Analyse eines literarischen Werks und der in ihm anzutreffenden stilistischen Merkmale macht deutlich, dass es mehrere Literaturarten gibt: Von der etablierten hohen Literatur

ist in jedem Fall die sogenannte niedere Literatur zu unterscheiden, die aufgrund ihrer großen, jedoch kurzzeitigen Anziehungskraft gleichfalls von Wichtigkeit ist. Diese Spielart der Literatur ist als Form literarischer Unterhaltung zu verstehen und bezeichnet den Bereich der



König Carol I. und Königin Elisabeth von Rumänien. Quelle: flickr.com

häufig als minderwertig angesehenen Massenliteratur, welche in einer vereinfachenden, klischeehaften Weise bestimmte Themen, wie Liebe, Tod, Abenteuer, Verbrechen, Krieg verarbeitet und so strukturiert ist, dass sie den Erwartungen eines breiten Publikums entspricht, indem bestimmte Motive, wie beispielsweise die kla-

Verbreitung der Lesefähigkeit, andererseits als Nivellierung der literarischen Produktionen. Diese zwei Aspekte befinden sich natürlich im kausalen Zusammenhang, da die neue Schicht der Leser die einfache Literatur benötigte. Gleichzeitig ist die Periode der Jahrhundertwende von einem Aufblühen der literarischen experimentellen Strömungen und Bewegungen gekennzeichnet, wodurch die Literatur mit neuen Ausdrucksformen bereichert wurde. Charakteristisch für die literarische Szene dieser Zeit ist eine Melange von Romantik, Realismus, Naturalismus und sogar Expressionismus. Dieser Wandel in der Literatur wurde aber nicht von allen Autoren befolgt, weil nicht alle Leser bereit waren, solche experimentelle literarische Formen anzunehmen. So erscheint eine Trennung unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende folgerichtig. Auf der einen Seite wirken Autoren, die sich nach dem Geschmack des Lesepublikums orientierten, auf der anderen Seite versuchen sich Schriftsteller in neuen



Carmen Sylva mit George Enescu (li, Komponist, Violonist, Dirigent) und Grigoraș Dinicu (re, Komponist und Violonist).
Quelle: wikipedia.org

re Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zuverlässig und wiederholt auftauchen. Die rasche Entwicklung und Verbreitung der Massenliteratur sind natürlich durch die Alphabetisierung und der sich anschließenden Lust am Lesen sowie durch die technischen Fortschritte in der Buchproduktion zu erklären. Ausgehend von der Absicht Carmen Sylvas, den Erwartungen und Interessen eines breiten Lesepublikums zu entsprechen, ist auch ihr Werk unter dem Bereich der Massenliteratur einzuordnen, nicht zuletzt weil von ihrer Literatur eine große Anziehungskraft auf die Leser des 19. Jahrhunderts auszugehen scheint.

Carmen Sylva sollte somit im Rahmen der deutschsprachigen Massenliteratur des 19. Jahrhunderts erforscht werden. Hilfreich ist hierbei eine Annäherung an ihr Werk aus der Perspektive der Romantik als damals dominante literarische und kulturelle Strömung. Carmen Sylvas literarische Tätigkeit weist zwei Hauptmerkmale auf, nämlich das Phänomen der Selbstmythisierung, die unmittelbar in Zusammenhang mit dem Autobiographischen im Werk steht, und weiterhin literarisches Wirken unter zwei Aspekten, nämlich Bildung einer breiteren Bevölkerungsschicht und Propaganda für das neue rumänische Königreich. Carmen Sylva schrieb also Literatur für ein breites Lesepublikum mit einer klaren erzieherischen Absicht.

Analysiert man die literarische Szene des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende, so sind auch die gesellschaftlichen Veränderungen zu berücksichtigen, welche durch den technischen Fortschritt bewirkt wurden. Literarisch betrachtet lässt sich diese Epoche als Zeit der Gegensätze charakterisieren, nämlich einerseits als

Formen der Literatur. Autor in jener Zeit zu sein, hing somit stark von dieser persönlichen Positionierung ab. Jene Autoren, die vor allem die Interessen des damaligen breiten Lesepublikums im Blick hatten, fielen unter die Kategorie der Massenliteratur. Diese Art von Literatur ist im 19. Jahrhundert ein besonderes literarisches Phänomen; eine umfassende Betrachtung der literarischen Szene dieser Periode wäre ohne diesen Aspekt nicht vollständig. Der Erfolg dieser Art der literarischen Produktion ist hierbei wesentlich unter dem quantitativen Aspekt zu erklären. Die breite Masse der Leser wird durch ihre bloße Anzahl zur herrschenden und entscheidenden Instanz. Die Presse und die Familienblätter werden in diesem Kontext zu einem Kommunikationsmittel zwischen dem breiten Lesepublikum und den Autoren von Massenliteratur. Die Wünsche der Leser betreffs Thema und sogar Gattung wurden von diesen Autoren berücksichtigt, wodurch sie den Freiraum für

Formen der Literatur. Autor in jener Zeit zu sein, hing somit stark von dieser persönlichen Positionierung ab. Jene Autoren, die vor allem die Interessen des damaligen breiten Lesepublikums im Blick hatten, fielen unter die Kategorie der Massenliteratur. Diese Art von Literatur ist im 19. Jahrhundert ein besonderes literarisches Phänomen; eine umfassende Betrachtung der literarischen Szene dieser Periode wäre ohne diesen Aspekt nicht vollständig. Der Erfolg dieser Art der literarischen Produktion ist hierbei wesentlich unter dem quantitativen Aspekt zu erklären. Die breite Masse der Leser wird durch ihre bloße Anzahl zur herrschenden und entscheidenden Instanz. Die Presse und die Familienblätter werden in diesem Kontext zu einem Kommunikationsmittel zwischen dem breiten Lesepublikum und den Autoren von Massenliteratur. Die Wünsche der Leser betreffs Thema und sogar Gattung wurden von diesen Autoren berücksichtigt, wodurch sie den Freiraum für



Königin Elisabeth von Rumänien, vor 1914.
Quelle: wikipedia.org

literarische Improvisationen allerdings einengten. Um populär zu bleiben hatten sie das von den Lesern bestimmte literarische Rezept zu verwenden. Aus heutiger Perspektive wirkt diese Literatur sehr klischeehaft und schematisch und ist somit anfällig für Vorurteile. Allerdings lässt sich nicht die gesamte literarische Produktion, die dieser Kategorie zuzuordnen ist, ausschließlich mit Klischeehaftigkeit und Epigonalität charakterisieren. Demzufolge wäre eine Trennung in mehrere Kategorien von Massensliteratur naheliegend. Zu diesem Zweck würde ich einen parallelen Kanon vorschlagen.

Thematisch und stilistisch betrachtet lässt sich auch Carmen Sylvas Werk der Kategorie der Massensliteratur zuordnen. Die Anziehungskraft ihrer Werke ist also dadurch erklärbar, dass sie thematisch und stilistisch dem Geschmack eines breiten Lesepublikums Rechnung trugen. Des Weiteren ist auch die soziale Position Carmen Sylvas als wesentlicher Faktor in ihrer zeitgenössischen Popularität zu berücksichtigen. Ihren Ruhm erklärt man somit nicht nur als Folge ihrer literarischen Produktion, sondern auch als Folge ihrer monarchischen Stellung in einem entfernten Königreich. Das Exotische im Leben dieser Autorin wurde zudem von ihrer inneren Tendenz zur (Selbst)Mythisierung unterstützt. Ihre Popularität als exzentrische Königin ergänzte also ihren Ruhm als Schriftstellerin und stand manchmal sogar im Vordergrund. Es ist daher keine große Überraschung, dass ihre Werke schon bald nach ihrem Tod nicht mehr beachtet und für lange Zeit sogar komplett vergessen wurden.

Die von Carmen Sylva angestrebte literarische Anerkennung ist daher mit der zeitgenössischen Popularität unter den Lesern gleichzusetzen. Ihre Versuche, dem Volk und implizit auch dem einzelnen Leser nahe zu kommen, sind in ihrem umfangreichen literarischen Werk durchgängig

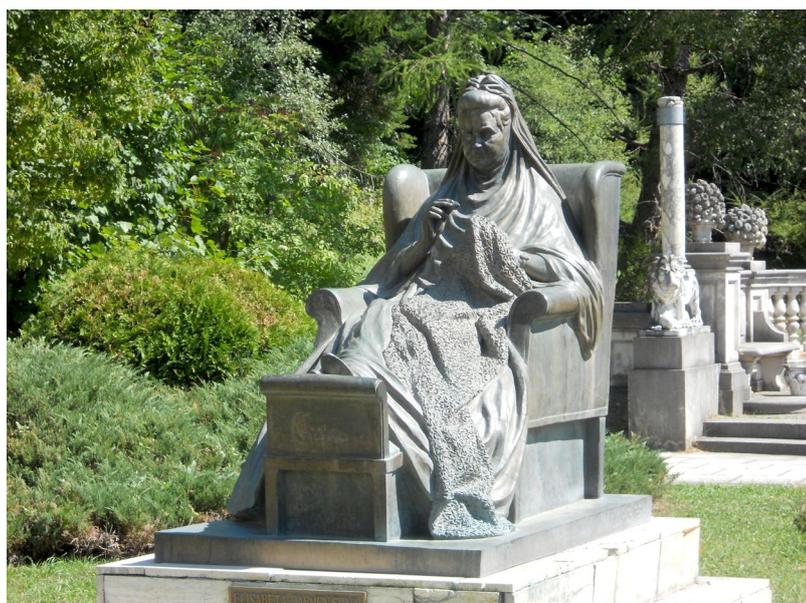
auszumachen. Thematisch und stilistisch orientierte sich Carmen Sylva an den allgemeinen Interessen des lesenden Publikums aus dem 19. Jahrhundert. Massensliteratur ist also als Terminus nicht unter dem Aspekt der Wertlosigkeit des jeweiligen literarischen Stoffes oder der Epigonalität zu verstehen, sondern als Absicht, eine breite Masse von Lesern zu erreichen und sie kraft des literarischen Schaffens zu erziehen. In diesem Zusammenhang ist auch Carmen Sylvas Werk zu betrachten. Infolgedessen lässt sich Carmen Sylva nicht einfach der Kategorie der durchschnittlichen Verfasser einer schematischen Literatur zuordnen, sondern ist in einem parallelen Kanon von Autoren von Massensliteratur zu verorten.

Carmen Sylvas literarisches Schaffen war wesentlich von dem Wunsch geprägt, dem Volk und dem Leser nahe zu sein. In diesem Sinne ist auch das Motto dieses Artikels zu erklären, welches ein Auszug aus einem Brief Carmen Sylvas anlässlich ihres 70. Geburtstags ist: „Ich bleibe lieber als Legende in den Herzen der Menschen, als in Stein und Marmor, kalt und fremd und gleichgültig“.

Dr. Alina E. Bruckner ist Verfasserin der Studie „Carmen Sylva als Massensliteraturautorin“, die 2017 in Hamburg veröffentlicht wurde. Sie ist Dozentin an der Alexandru-Ion-Cuza-Universität Jassy/Iasi, wo sie 2013 ihre der Schriftstellerin Carmen Sylva gewidmeten Doktorarbeit verteidigte. Ihre wissenschaftlichen Interessen betreffen nicht nur die Persönlichkeit Carmen Sylvas, sondern auch damit verbundene Themenbereiche, wie deutsch-rumänische Interferenzen in Literatur und Kultur.



*Wandgemälde von Königin Elisabeth in der Bischofskirche von Curtea de Argeș, die auch Grabesstätte der rumänischen Königsfamilie ist.
Foto: Josef Sallanz*



*Statue von Carmen Sylva im Schlosspark von Pelesch, Sinaia.
Foto: Archiv Alina E. Bruckner*

Zwischen allen Stühlen

VON SILVIA PETZOLDT

Biografische Nachlässe der deutschen Minderheit aus Rumänien für Forschung und Öffentlichkeit sachgerecht zu erschließen, erweist sich als unabdingbare Aufgabe mit gewissen Hürden. Die Auswanderung der Rumäniendeutschen seit den 1960er Jahren bewirkte auch in dieser Hinsicht eine Zensur: den Verlust vieler Dokumente. Umso erfreulicher ist es, dass ein Großteil des Nachlasses des Siebenbürger Sachsen Paul Schuster (1930–2004) seit wenigen Monaten aufbereitet und sortiert im Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München vorliegt und eingesehen werden kann. Der Schriftsteller, Redakteur und Übersetzer Paul Schuster wurde als Sohn eines Delikatesswarenhändlers am 20. Februar 1930 in Hermannstadt/Sibiu in Siebenbürgen geboren. Hier besuchte er das Bruckenthal-Gymnasium, bevor er 1949 nach Bukarest übersiedelte. In den 1950er Jahren lebte er erneut in Siebenbürgen und arbeitete als Lehrer in Burgberg/Vurpär. Im Zuge einer Vortragsreise 1971 in die Bundesrepublik kehrte Schuster nicht mehr nach Rumänien zurück und lebte bis zu seinem Tod 2004 in Berlin-Friedenau. Nachlassbestände wurden aus der Schweiz, Rumänien und Deutschland zusammengetragen. Noch immer fehlen einige wichtige Dokumente, insbesondere Prosamanuskripte der 1950er Jahre. Interviews mit Zeitzeugen spielen hier eine wichtige Rolle, da sie Details zum Leben Schusters zutage fördern, die aufgrund fehlender Dokumente nicht mehr geklärt werden können.

Schreiben in Rumänien nach 1945

Das literarische Werk Paul Schusters spiegelt plastisch die Existenz eines Minderheitenschriftstellers zwischen den Kulturen: Das unablässige Schreiben war ihm Mittel, um sich mit Siebenbürgen als geografische Heimat und der Geschichte der Siebenbürger Sachsen als kulturelle Heimat auseinanderzusetzen. Die nach 1945 entstandene Prosa speist sich aus biografischen Elementen sowie Aspekten der siebenbürgisch-sächsischen, aber auch rumänischen Geschichte: Ein traditionelles Verfahren in der deutschen Literatur aus Rumänien – die Literarisierung biografischer Erfahrungen sowie die Verschränkung von Geschichte und Literatur. Schuster wollte diese Tradition fortsetzen: Unter den Voraussetzungen des Minderheitendaseins und des Kommunismus in Rumänien nach 1945 ein jedoch schwieriges Unterfangen. Nach dem Zweiten Weltkrieg sahen sich die Künstler, Literaten und Publizisten in Rumänien in der Pflicht, den „Aufbau des Sozialismus“ zu propagieren und über die Umgestaltung der Gesellschaft zu schreiben. Stilistik und Themenwahl in der Literatur waren in

erster Linie an den ästhetischen Vorgaben des Sozialistischen Realismus ausgerichtet. Versuche, die deutschsprachige Kulturproduktion unter staatliche Kontrolle zu bringen, führten zur Liquidierung der Kulturinstitutionen in den 1950er Jahren und der Auflösung des deutschen Schriftstellerverbandes 1958 sowie der Eingliederung in den Rumänischen Schriftstellerverband in Bukarest. Das Verlagswesen konzentrierte sich in der rumänischen Hauptstadt, womit die einst führende Bedeutung Siebenbürgens im Verlags- und Pressewesen eingeschränkt wurde.



Das Samuel von Bruckenthal-Gymnasium (Vordergrund, Mitte, rechts) in Hermannstadt/Sibiu. Foto: Dragos Dumitru (wikipedia.org)

Paul Schuster arbeitete von 1949 bis 1951 als Redakteur bei der deutschsprachigen Tageszeitung *Neuer Weg* in Bukarest. Der *Neue Weg* galt als ein politisches Informations- und Propagandablatt der Rumänischen Arbeiterpartei (später der Rumänischen Kommunistischen Partei) in deutscher Sprache. Chefredakteur war zunächst der Hermannstädter Ernst Breitenstein (1923–1990), bis dieser 1954 von Anton Breitenhofer (1912–1989) abgelöst wurde. Unter diesen Voraussetzungen zeugen die ersten journalistischen Schreibversuche Schusters von der Überzeugung, dass der Kommunismus die geeignete Gesellschaftsform für Rumänien sei. Hingegen sind die Prosaschriften der 1950er Jahre ein Zeugnis der ideologischen Verankerung in der kommunistischen Kulturpolitik einerseits und des Versuchs der Auseinandersetzung mit der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte andererseits. 1955 erschien im Jugendverlag Bukarest die Novelle „Der Teufel und das Klosterfräulein“, die in Gestalt des Protagonisten Wagner die nationalkonservative Haltung der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen karikiert. Die

Novelle trägt formal-ästhetische Aspekte des Sozialistischen Realismus. Inhaltlich knüpft sie an ein in den 1950er Jahren noch tabuisiertes Kapitel der Geschichte der Siebenbürger Sachsen an: die Periode des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren. Sie markiert einen konfliktreichen, wenn nicht gar widersprüchlichen Kern: Heimat zu finden innerhalb der Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen, und Heimat als multikulturelle Gemeinschaft im rumänischen Kultur- und Literatursystem nach 1945 zu erleben, in dem Schuster debütierte. Dieses insbesondere in Bukarest lokalisierte kulturelle Leben war heterogen und mehrsprachig und begeisterte den jungen Schuster.

„Fünf Liter Zuika“ – Panorama des siebenbürgisch-sächsischen Identitätskonflikts?

Schusters Prosa greift Zäsuren der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte auf und verfremdet diese in literarisch vielfältigen Formen. In seinem in drei Bänden angelegten Roman „Fünf Liter Zuika“ (1961/1965) unternimmt Schuster den literarischen Versuch, die Geschichte der Siebenbürger Sachsen in der Zwischenkriegszeit unter den Voraussetzungen der nationalsozialistischen Einflussnahme zu rekapitulieren. Der Roman behandelt die Geschichte einer siebenbürgisch-sächsischen Bauernfamilie aus dem fiktiven Dorf Kleinsommersberg über mehrere Generationen und Verfehlungen hinweg: Der Protagonist Thomas Schieb erlebt in den 1930er Jahren die ideologische Spaltung der Sachsen: in jene, die der nationalsozialistischen Ideologie folgen und damit als fortschrittlich gelten, und jene, die diese zugunsten des regionalen siebenbürgisch-sächsischen Identitätsbewusstseins ablehnen. Die pauschale Verurteilung der Rumäniendeutschen unter dem Stempel der „Kollektivschuld“ durch die kommunistischen Machthaber nach 1945 war für die Generation Paul Schusters Kulminationspunkt ihrer Identität. Der „Zuika“-Roman als Panorama des siebenbürgisch-sächsischen

Identitätskonflikts in der Zwischenkriegszeit zeigt sich von dieser Tabuisierung geprägt. An dem Roman schrieb der junge Schriftsteller bereits seit den 1950er Jahren. 1956 wurde die Erzählung „Fünf Liter Zuika“ im Rahmen eines Preisausschreibens der Zeitung *Neuer Weg* prämiert. Die Erzählung wurde, anders als üblich, nicht in der Zeitung veröffentlicht. In einer Sitzung mit der Jury des Preisausschreibens wurde Schuster dazu aufgefordert, den Text zu einem umfangreichen Roman umzuarbeiten. Vermutlich sahen die Literaten um den Chefredakteur Breitenhofer darin die Gelegenheit, eine narrative Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Vergangenheit in Form eines Romans – innerhalb der politisch vorgegebenen Rahmenbedingungen – liefern zu können. Der erste Band des „Zuika“-Romans wurde über zwei Jahre von der Zensur inspiziert und erschien erst 1961 im Jugendverlag Bukarest. Schuster hatte diesen mehrfach modifiziert und dabei die ideologischen Kämpfe, d. h. den Konflikt zwischen „Kapitalisten“ und „Sozialisten“, stärker ausgearbeitet. An manchen Stellen wirkt die Geschichte sehr schematisch, zuungunsten der literarischen Qualität des Textes. Von der Literaturkritik wurde der Roman positiv rezensiert: ein Anzeichen dafür, dass dieser den ästhetischen und formalen Erwartungen entsprach.

„Wir“ und die „Anderen“ im Spiegel des Romans

Die literarische Gestaltung liefert wichtige Aufschlüsse über die imaginären Selbst- und Fremdbilder der Deutschen, Rumänen und Ungarn und damit über das kulturelle Selbstverständnis des Schriftstellers. Die Spaltung der siebenbürgisch-sächsischen Dorfgemeinschaft in „Arme“ und „Reiche“ und die Ausgrenzung von „Zigeunern“ und zum Teil auch Rumänen, stehen im Mittelpunkt des zweiten Bands (1965). In dieser Hinsicht tragen zum Selbstverständnis der Protagonisten die im Zuge der Narration vermittelten Fremdbilder bei. Das Dorf Kleinsommersberg ist ein ethnisch gemischtes Dorf und durch schwierige soziale Verhältnisse gekennzeichnet, die sich auch in der Dorfstruktur widerspiegeln: Am Dorfrand siedeln die Ärmsten der Armen, die „Zigeuner“, auf welche stereotypisch reflektiert wird. Die aus dem Krieg heimkehrenden Kleinsommersberger Soldaten sehen in den Augen der Kinder so verwahrlost aus wie die „Zigeuner“ in der Nachbarschaft. Auf die am Rande lebenden Einwohner werden Vorurteile des Unsteten und der Verwahrlosung produziert, die zur Aufwertung des siebenbürgisch-sächsischen Selbstverständnisses dienen. Während der siebenbürgisch-sächsische Bauer von der Landwirtschaft lebt, sind es die niederen Dinge, mit denen die „Zigeuner“ ihren Unterhalt verdienen. Pilze pflücken, Himbeeren verkaufen, Kesselflicken, in den Wirtshäusern mit Gesang und Tanz auftreten, oder gar nach Bukarest fahren, um dort das große Glück zu machen, sind dem Leser wohl bekannte Stereotype. Die Rumänen hingegen



Gesamtansicht der Gemeinde Burgberg/Vurpär im Kreis Hermannstadt/Sibiu in Siebenbürgen. Foto: Silvia Petzold

sind mit unterschiedlichen Konnotationen besetzt: Mal sind sie jene, die die sächsische Gediegenheit mit ihren Gesängen und Tänzen auflockern, mal sind sie die Eindringlinge, die mit ihren neuen politischen Strukturen die sächsische Gemeinschaft in Frage stellen. Mischchen sind in der Dorfgemeinschaft nicht selten, werden aus Perspektive der Sachsen jedoch mit gewissen Vorbehalten betrachtet. Die literarisch-humorvolle Zuspitzung von Selbst- und Fremdbildern, des „Wir“ und der „Anderen“, lässt diesen Roman zu einem wichtigen Zeitdokument werden, das sich jenseits der politisch vorgegebenen Narrative den kulturellen Aspekten des „Siebenbürgischen“ widmet.

Formale Aspekte des Romans

Neben dem Bezug auf die siebenbürgisch-sächsische Geschichte sind die Anklänge der Tradition des Schelmenromans, Einflüsse der Prosa des rumänischen Schriftstellers Liviu Rebreanu (1885–1944) und der Fortschrittsideologie des Sozialistischen Realismus hervorzuheben. Die ironische bis sarkastische Haltung des Erzählers zu den Geschehnissen bzw. den Protagonisten lässt den Interpreten im Zweifel über dessen Positionierung. Dies kann als Spiel mit der Zensur gewertet werden. Ironische und damit verzerrte Protagonistendarstellungen dienen einerseits dazu, diese als fehlbar zu „entlarven“, andererseits ist deren humorvolle Darstellung ein Indiz für die Sympathie des Erzählers mit den Figuren. Lediglich die dem kommunistischen Fortschrittsglauben verhaftete narrative Struktur der „Zuika“-Bände offenbart die Einbettung des Romans in die zeithistorischen Umstände. Im Fokus steht die wirtschaftliche Entwicklung und soziale Spaltung des Bauerndorfes, das einst durch einen hohen Selbstversorgungsgrad gekennzeichnet war. Mit Zunahme des Fremdkapitals im Dorf geraten die Sachsen in Abhängigkeit vom Markt in der nahe gelegenen Stadt und produzieren schließlich in erster Linie für diesen. Die wirtschaftliche Polarisierung zwischen Stadt- und Landbewohnern wird im Roman überzeugend dargestellt. Dies kann auf Recherchen des Schriftstellers zu den zeithistorischen Umständen der 1920er Jahre zurückgeführt werden. Der Versuch, die Figuren angelehnt an reale Protagonisten aus Politik und Wirtschaft zu charakterisieren, gelingt Schuster, wenn auch Fehler in der zeithistorischen Darstellung unterlaufen, die er später zu korrigieren versuchte. Die Arbeit am Roman wurde zu einem Lebensprojekt, das unvollendet blieb: der dritte Band wurde nicht fertiggestellt. Laut Schuster sollte dieser von der Periode nach 1945 handeln, der Kollektivierung der Dörfer in Siebenbürgen und weiteren einschneidenden historischen Veränderungen in Siebenbürgen.

Heimat als „Kilometer Null“

Im Zuge der „Kleinen Kulturrevolution“ von 1971, die in den folgenden Jahrzehnten zu einem einschneidenden Wandel und zu einer schrittweisen „Rumänisierung“ im

geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich führte, fasste Paul Schuster den Entschluss zur Ausreise in die Bundesrepublik im Dezember 1971. Wie andere Aussiedler verbrachte der Rumäniendeutsche einige Wochen im Erstaufnahmelager in Nürnberg. Seit 1972 bis zu seinem Tod 2004 lebte er zunächst mit seiner Lebensgefährtin Claire Föhn, später mit seiner Frau Ingrid Schuster, geb. Pachmann in Berlin. Ob er in der Bundesrepublik Heimat fand, lässt sich anhand der Prosafragmente, Korrespondenzen und weiteren Aufzeichnungen skizzieren. Schuster schrieb auch in der „zweiten Emigration“ beachtlich viel, wenn auch wenig publiziert wurde. Von dem Romanfragment „Todoroff“ über die „Heidelberger Auslese“ bis zu detaillierten Planungen zu Hilfsaktionen in Rumänien in den 1990er Jahren enthält der Nachlass Schusters zahlreiche Belege dafür, dass er in Berlin zwar eine Heimat fand, sich jedoch fast zwanghaft mit seiner siebenbürgischen Herkunft und dem historischen Erbe der Siebenbürger Sachsen auseinandersetzte. Das Minderheiten-Dasein transformierte sich in Berlin zu einem Übersiedler-Dasein, zumal ihn auch die politischen und sozialen Entwicklungen in der Bundesrepublik bewegten und er sich in Diskussionen vielfältig einbrachte. In Berlin-Friedenau fand er in den 1980er Jahren die ihm vertraute großstädtische, aber kleine Kiez-Heimat. Als Dozent für Kreatives Schreiben am Berlin-Kolleg, in Volkshochschulen und Gefängnissen fand er einen Kreis von Schreibenden, die in ihm das faszinierende „Fremde“, das Rumäniendeutsche wahrnahmen. In einem der letzten Gespräche mit dem Literaturhistoriker Stefan Sienerth bekannte Schuster sich zu seiner Existenz „zwischen allen möglichen Stühlen“, sowohl kulturell als auch politisch. Die unterschiedlichen Entwicklungen der rumäniendeutschen Literatur nach 1945 können anhand des Lebenswerks Paul Schusters differenziert nachvollzogen werden, weshalb ein Einblick in den Nachlass allemal lohnt.



Grabstätte von Paul Schuster in Berlin-Friedenau.
Foto: OTFW (wikipedia.org)

geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich führte, fasste Paul Schuster den Entschluss zur Ausreise in die Bundesrepublik im Dezember 1971. Wie andere Aussiedler verbrachte der Rumäniendeutsche einige Wochen im Erstaufnahmelager in Nürnberg. Seit 1972 bis zu seinem Tod 2004 lebte er zunächst mit seiner Lebensgefährtin Claire Föhn, später mit seiner Frau Ingrid Schuster, geb. Pachmann in Berlin. Ob er in der Bundesrepublik Heimat fand, lässt sich anhand der Prosafragmente, Korrespondenzen und weiteren Aufzeichnungen skizzieren. Schuster schrieb auch in der „zweiten Emigration“ beachtlich viel, wenn auch wenig publiziert wurde. Von dem Romanfragment „Todoroff“ über die „Heidelberger Auslese“ bis zu detaillierten Planungen zu Hilfsaktionen in Rumänien in den 1990er Jahren enthält der Nachlass Schusters zahlreiche Belege dafür, dass er in Berlin zwar eine Heimat fand, sich jedoch fast zwanghaft mit seiner siebenbürgischen Herkunft und dem historischen Erbe der Siebenbürger Sachsen auseinandersetzte. Das Minderheiten-Dasein transformierte sich in Berlin zu einem Übersiedler-Dasein, zumal ihn auch die politischen und sozialen Entwicklungen in der Bundesrepublik bewegten und er sich in Diskussionen vielfältig einbrachte. In Berlin-Friedenau fand er in den 1980er Jahren die ihm vertraute großstädtische, aber kleine Kiez-Heimat. Als Dozent für Kreatives Schreiben am Berlin-Kolleg, in Volkshochschulen und Gefängnissen fand er einen Kreis von Schreibenden, die in ihm das faszinierende „Fremde“, das Rumäniendeutsche wahrnahmen. In einem der letzten Gespräche mit dem Literaturhistoriker Stefan Sienerth bekannte Schuster sich zu seiner Existenz „zwischen allen möglichen Stühlen“, sowohl kulturell als auch politisch. Die unterschiedlichen Entwicklungen der rumäniendeutschen Literatur nach 1945 können anhand des Lebenswerks Paul Schusters differenziert nachvollzogen werden, weshalb ein Einblick in den Nachlass allemal lohnt.

Dr. Silvia Petzoldt hat an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Fachbereich Südosteuropastudien zu Minderheitenliteraturen in Siebenbürgen nach 1945, insbesondere zum Nachlass von Paul Schuster, promoviert. Sie lebt und arbeitet in Budapest.

Ausstrahlung der Reformation im Karpatenbogen und darüber hinaus

VON ULRICH A. WIEN

Das „Exportgut Reformation“ nahm seinen Ausgang in Wittenberg und bildete in Siebenbürgen durch seine politisch fixierten und dauerhaft gültigen Einflüsse eine für Europa einzigartige Pionierregion der Religionsfreiheit aus. Jedoch ist nicht nur Siebenbürgen als Resonanzraum zu nennen: Sowohl aus Temeswar (1530), Bukarest (1574) als auch für Städte jenseits der Karpaten sowie das Fürstentum Moldau (Jakobus B. Despota Heraklides 1561–1563) liegen Hinweise oder Berichte vor, die eine organisierte Rezeption der Reformation bereits im 16. Jahrhundert belegen. Drei für die Region besonders relevante Aspekte der Aufnahme reformatorischer Impulse sollen hier exemplarisch in den Mittelpunkt gerückt werden: Religionsfreiheit, Mündigkeit, Bibelbewegung.

Religionsfreiheit

Die von Martin Luther entfachte reformatorische Bewegung fand rasch in ganz Europa Resonanzräume. Hierbei gab es Bedingungen, die die Aufnahme und Verbreitung der reformatorischen Gedanken begünstigten, aber auch solche, die sie verhinderten. Zu den günstigen Faktoren zählten das intensive Heilsverlangen, die Frömmigkeit, humanistische Bildungsimpulse, günstige wirtschaftliche Verhältnisse, grenzüberschreitende Handelsbeziehungen und nicht zuletzt die Medienrevolution aufgrund der Möglichkeiten des Buchdrucks. Weitere, zumeist städtische Zentren wie Zürich, Straßburg, Nürnberg und Genf strahlten sowohl in der Nähe als auch international

aus. Die neu gewonnene Gewissheit, das urchristliche Evangelium mithilfe der aus dem griechischen Urtext erfolgten Übersetzung eigenständig in der jeweiligen Muttersprache lesen zu können, führte zu einer religiösen Mündigkeit, die das Bewusstsein begünstigte, gewissermaßen nahtlos an urchristliche Lebens- und Glaubensverhältnisse anzuschließen. Gerade in – politisch sehr unterschiedlich geprägten – Kontaktzonen zu anderen Ethnien (beispielsweise in Straßburg/Rh., Emden, Schleswig, Danzig, Riga, Breslau, Kaschau, Klagenfurt, Laibach, Klausenburg oder Kronstadt) bildeten sich neue Zentren aus. In ihnen fasste die Reformation Fuß, entfaltete sich aber auch vielfältig. Die Impulse zur muttersprachlichen Verkündigung ermutigten die Verantwortlichen in den Vielvölkerregionen, auch die andersethnische Bevölkerung mit dem „reinen Evangelium“ bekannt zu machen. Dieses Bemühen hatte oftmals – zum Teil auch bewusst – noch kein eindeutig einer bestimmten „Konfession“ zuzurechnendes Profil. Die Entwicklung wurde von verschiedenen Rezeptionsbedingungen und sich unterscheidenden theologischen und politischen Persönlichkeiten beeinflusst. Die Reformation entfaltete sich und bildete in einem zum Teil Jahrzehnte währenden Prozess Konfessionskulturen aus, die sich oft erst ab dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts stabilisierten und verfestigten. Sie hatte Anteil an bereits laufenden Transformationsprozessen, die schließlich in gegenseitigen Ab- und Ausgrenzungen des „Konfessionellen Zeitalters“ mündeten. Dabei bildeten sich internationale und damit zum Teil verschränkte regionale Netzwerke aus, die sich an den bedeutendsten Zentren (Wittenberg, Zürich, Genf) orientierten. Daneben entstanden aber weitere Glaubensrichtungen wie die europaweit verfolgten und unterdrückten Anabaptisten (Täufer), aber auch die antitrinitarisch gesinnten Unitarier. Nur in wenigen Regionen konnten sich solche religiösen Sondergruppen halten. In Polen war dies aufgrund der Warschauer Konföderation (1573) bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts möglich. Siebenbürgen stand seit 1541 zwar unter osmanischer Oberherrschaft (Suzeränität), konnte aber seine internen Angelegenheiten weitgehend selbst regeln. Nach einer über zwei Jahrzehnte währenden „Inkubationszeit“, in der die reformatorischen Ideen in Siebenbürgen vielfach



Denkmal des Humanisten, Universalgelehrten und Reformators der Siebenbürger Sachsen Johannes Honterus vor der Schwarzen Kirche in Kronstadt/Braşov. Foto: Ulrich A. Wien

aufgenommen, aber politisch nicht abgesichert worden waren, erfolgten seit 1542, initiiert von dem Humanisten Johannes Honterus in Kronstadt, in rascher Folge die an Wittenberg orientierten humanistisch geprägten Stadt-reformationen in den siebenbürgisch-sächsischen Städten. Das katholische Bischofsamt blieb vakant; die Fürsten säkularisierten den Bischofspalast in Weißenburg zur Fürstenresidenz, und Teile der kirchlichen Abgaben wurden für weltliche Zwecke vereinnahmt. Auch der Landtag reagierte auf sich reziprok verstärkende theologische Kontroversen sowie auf innen- wie außenpolitische Entwicklungen. Schließlich beschloss der Landtag von Weißenburg bereits im Jahre 1568 weitgehende Religionsfreiheit: Siebenbürgen wurde zur Pionierregion der Religionsfreiheit. Das besondere Kennzeichen war, dass hier ab 1571 explizit auch die Unitarier (mit Zentrum in Klausenburg) in die Religionsfreiheit (Landtag 1595: römisch-katholisch, lutherisch, reformiert und unitarisch jeweils als „religio recepta“) einbezogen waren und die politisch nichtprivilegierte rumänisch-orthodoxe Bevölkerung mehr oder weniger „toleriert“ wurde. Da die Religionsgesetzgebung aufgrund der „Wahlkapitulationen“ (Conditiones Principum) dauerhaft bis ins 19. Jahrhundert – je nach politischen Konjunkturen praktisch schwankend, aber doch formal stabil – abgesichert blieb, galt in Siebenbürgen eine in Europa sehr früh und dann durch ihre Dauerhaftigkeit einzigartige Religionsfreiheit. Dies kommt in der bei verschiedenen Fürsten bezeugten und auch durch István Báthory (reg. 1571–1576; † als König von Polen 1586) vertretenen Weisheit zum Ausdruck: Rex sum populorum, non conscientiarum – Ich bin König über Völker, nicht über Gewissen.

Mündigkeit

Das „Exportgut Reformation“ war auch in der Vielvölkerregion Siebenbürgen in den regional gebräuchlichen Muttersprachen multipliziert worden, vor allem in der ungarischen und rumänischen (und auch altgriechischen) Sprache. Die Bibelübersetzung Luthers, muttersprachliche Gottesdienste und in Gesangbüchern festgehaltene Gemeindelieder sowie auch die Sprachhilfe mittels der Katechismen waren die Basis für die Christen, selbst einen eigenen Zugang zum persönlichen Glaubensverständnis zu gewinnen und dieses auszudrücken. All dies bot aber auch eine Gelegenheit zu Reflexion und Meinungsbildung, ja, zu Bildung überhaupt. Denn wenn die Bibel gelesen werden sollte – und in Luthers Auffassung sollte dazu für alle die Möglichkeit bestehen –, musste sie auch in der Schule unterrichtet worden sein. Deswegen rief Luther die politisch Verantwortlichen in deutschen Städten dazu auf, Schulen zu errichten, in denen nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen eine Schulbildung erhielten. Nicht zuletzt die Gesellschaft insgesamt brauchte gut gebildetes Führungspersonal und Multiplikatoren: künftige Lehrer und Pfarrer, international tätige Kaufleute und weitsichtige, gewissenhafte, verantwortungsvolle Politiker. Diese mussten zur Mündigkeit erzogen worden und zur Reflexion und Verantwortung fähig sein. Luthers Mitreformator

in Wittenberg, Philipp Melanchthon (1497–1560), formulierte: „Kein Bollwerk und keine Befestigung macht eine Stadt [politisches Gemeinwesen] stärker als gebildete, ausgebildete Bürger.“ (Cum vobis autoribus recte fuerit instituta iuventus, praesidio patriae erit: non enim ulla propugnacula aut moenia firmiora urbium monumenta sunt, quam eruditione, prudentia et aliis virtutibus praediti cives, aus: Rede zur Schüleröffnung 1526; Melanchthon deutsch I, 96f.)

Auch das musste natürlich geübt werden. Hierfür hat die Schule eine wichtige Funktion. Melanchthon, der Praeceptor Germaniae (Lehrer Deutschlands), gab vielfach entsprechende Ratschläge an Schulen und ehemalige Studenten. Die Nürnberger Schule war so durch Melanchthon prominent beraten worden. In Kronstadt nahm man sich deren Bestimmungen zum Vorbild. Es wurde eine Schülermitverwaltung, quasi ein Trainingsprogramm für die angehenden Multiplikatoren und die Elite der Stadt eingeführt: der Coetus. Dieses Hauptanliegen der „Schülerverfassung“ war folgendermaßen formuliert: „überlegt euch jetzt sorgfältig, dass ihr nicht immer Kinder bleibt und denkt deshalb, solange ihr noch Zeit habt, daran, euch für den weiteren Lebensweg bis zum Alter vorzubereiten.“

Die Verfassung der Kronstädter Schule aus dem Jahre 1543 ist durch keinen Druck aus dem 16. Jahrhundert überliefert. Sie ist jedoch in einer späteren, verbesserungsbedürftigen Abschrift erhalten und aus dieser 1898 gedruckt worden. Die vierteilige Schulordnung geht hauptsächlich auf Johannes Honterus zurück, einige wenige Partien sind allerdings erst später angefügt worden. Den Hauptteil der Schulordnung bildet zweifellos der dritte Teil, der über die Zusammensetzung, die Wahl und die Pflichten des jährlich zu wählenden Schulmagistrats handelt. Was ist die Bedeutung dieser Regelungen? Die „Studenten“ sollten in die Verwaltung des Gemeinwesens eingeführt und in ihrem Rechtsdenken geschult werden. Es war ein Trainingsprogramm für angehende Verantwortungsträger in Gesellschaft, Politik, Kirche und Schule. Die Schulordnung ist analog zur Verfassung eines Stadtstaates formuliert, sowohl für Friedens- als auch Kriegszeiten. Es ist klar erkennbar, dass in den Ämtern und in den überschaubaren Verantwortungsbereichen die Jugend als künftige Multiplikatoren/Funktionsträger für den Ernstfall vorbereitet werden sollte.

Es kam also nicht nur auf bestimmte Fähigkeiten (Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Sprachen), sondern besonders auf die Grundeinstellung an. Folglich



Titelblatt der ersten, alle Deutschen in Siebenbürgen betreffenden Kirchenordnung aus dem Jahre 1547.

Foto: Thomas Şindilariu

waren Wankelmütigkeit, Egoismus, redselige Oberflächlichkeit oder rabiates Auftreten keine christlichen Tugenden. Dagegen zeichneten Christen folgende Haltung aus: Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit, aber auch Aufrichtigkeit, unbestechliches Urteil, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft. Luthers Vaterunser-Lied (Evangelisches Gesangbuch, Nr. 344) enthielt dazu



Die Schwarze Kirche in Kronstadt/Braşov ist seit der Reformation der Siebenbürger Sachsen durch Johannes Honterus ein evangelisches Gotteshaus.
Foto: Ulrich A. Wien

eine Passage in Strophe 1: „gib, dass nicht bet allein der Mund, hilf, dass es geh von Herzensgrund“. Sie wird ergänzt durch Strophe 7: „Führ uns, Herr, in Versuchung nicht, / wenn uns der böse Geist anficht, / zur linken und zur rechten Hand / hilf uns tun starken Widerstand / im Glauben fest und wohlgerüst / und durch des Heiligen Geistes Trost.“ Hierin steckt die Zuversicht, dass mündig erzogene, in ihrem Gewissen (durch Bibel und Katechismus) gebildete und gefestigte Menschen zu mutigen Zeitgenossen werden, die eine abgewogene und klare Position einnehmen, souverän, vorurteilsfrei und dialogfähig die eigene Stellung argumentativ vertreten und sich intellektuell nicht korrumpieren lassen.

Bibelbewegung

Für die genannten Ziele benötigte jede Gesellschaft eine Bibelübersetzung in der eigenen Muttersprache. Die Reformation war eine Bibelbewegung. Und so waren die Menschen dazu angehalten, eine muttersprachliche Bibelausgabe und einen Katechismus lesen zu können. Johannes Honterus in Kronstadt brachte nach dem Gesangbuch des Andreas Moldner (1543) – und neben der Reformatio – auch den Kleinen Katechismus Luthers 1548 heraus. In der 1529 gegründeten Druckwerkstatt in Hermannstadt hatte Filip Moldoveanu bereits 1544 einen rumänischen Katechismus gedruckt – das erste gedruckte Buch in rumänischer Sprache. In einem Brief des Pfarrers Albert Wurmlocher (Bistritz) an Johannes Hesus (Breslau) heißt es 1546: „Translatu est Catechismus in linguam Valachicam atque impressus Cibinii ... caracteribus, ut vocant Racionicis ... Et multi ex sacerdotibus amplectuntur eum libellum tanquam sacrosanctam, multi autem prorsus contemnunt“

(Übersetzung: Der Katechismus ist in die walachische Sprache übersetzt und in Hermannstadt gedruckt worden ... in Drucktypen, die sie Slawische/Kyrillische nennen. ... Und viele der Popen lieben dieses Büchlein als ganz heilig, viele aber verspotten es geradezu). Auch der Kronstädter Magistrat sorgte dafür, dass der rumänische Drucker Coresi eigene rumänische Bibelübersetzungen sowie liturgische Bücher druckte. Dies geschah in der Erwartung, dass sich das vom Ballast kirchlicher Traditionen befreite „reine Evangelium“ von selbst unter den Adressaten werde durchsetzen können. Zumindest in dieser Frühphase bestand intentional wohl kein Konversionsdruck. In Klausenburg veröffentlichte der „sächsische“ Ortspfarrer Kaspar Helth 1550 ebenfalls den Kleinen Katechismus Luthers auch in ungarischer Sprache und nahm sogar die Übersetzung der Bibel ins Ungarische in Angriff: eine Pionierleistung! Schließlich nahmen auch die Rumänen den Impuls auf und druckten im Weißenburger Neuen Testament (1648) sowie – dieses inkorporiert – in der Bukarester Bibel (1687/1688) eigene volkssprachliche Bibelausgaben.

In den Kontaktzonen von ethnisch, sprachlich und religiös unterschiedenen Bevölkerungsgruppen entstanden Resonanzräume für die Reformation. Neben Wittenberg entfalteten sich reformatorische Zentren, die anfänglich die mit der deutschen Muttersprache verbundenen Anstöße der zentraleuropäischen reformatorischen Bewegung aufgriffen und innerhalb der deutschen Siedlungs- und Aktionsgebiete in Ostmittel- und Südosteuropa überwiegend erfolgreich institutionalisieren konnten. Zumeist wurden in zeitlich engem Anschluss an die Aufnahme und Einführung der Reformation auch die der Reformation inhärenten Impulse aufgenommen, das „reine Evangelium“ in der Muttersprache bekannt zu machen. Damit verbunden war auch die Übersetzung in die Sprache der benachbarten anderssprachigen Bevölkerung. Dies lässt sich für Schlesien, Polen-Litauen, Ungarn und Siebenbürgen, aber auch bei den Slowenen gut erkennen. Das „Exportgut Reformation“ hat auf dem Territorium des heutigen Rumänien als Kontaktraum vielfältiger Völkerschaften Zentren geschaffen, die sowohl gesonderte Konfessionslandschaften dominierten als auch die ethnischen Grenzen überschreitende Impulse freisetzten. Als durch ihre politisch abgesicherte Dauerhaftigkeit einzigartige frühneuzeitliche Pionierregion der Religionsfreiheit trägt das Land dadurch wesentlich zur Identität des modernen Europa bei.

Dr. Ulrich A. Wien ist Akademischer Direktor am Institut für Evangelische Theologie der Universität Koblenz-Landau. Von ihm erschien 2017 im Schiller-Verlag (Hermannstadt, Bonn) der Band „Siebenbürgen – Pionierregion der Religionsfreiheit. Luther, Honterus und die Wirkungen der Reformation“. Ebenfalls 2017 gab er gemeinsam mit Mihai D. Grigore den Sammelband „Exportgut Reformation. Ihr Transfer in Kontaktzonen des 16. Jahrhunderts und die Gegenwart evangelischer Kirchen in Europa“ im Vandenhoeck und Ruprecht-Verlag (Göttingen) heraus.

Ein Gründungsvater der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft ist tot.

VON GERHARD KÖPERNIK

Am 4. August 2017 verstarb in Jerusalem im Alter von 89 Jahren Reuven Moskovitz, der zu den Gründungsvätern der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft gehört.

Im Herbst 1991 machte Reuven Moskovitz dem späteren Präsidenten der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Herbert Siebold, das Angebot, eine kurze Studienreise nach Rumänien zu unternehmen. Sieben Westberliner brachen von Bukarest aus unter der sachkundigen Leitung Reuvens in einem uralten Kleinbus zu einer abenteuerlichen Rundreise auf. Tief beeindruckt gingen einige der Reisenden nach der Rückkehr daran, die Deutsch-Rumänische Gesellschaft zu gründen. Im Februar 1992 fand die Gründungsversammlung statt.

Man kann Reuven mit Fug und Recht als geistigen Vater der Gesellschaft bezeichnen. Er blieb bis zu seinem Tod unser Mitglied. In Vorträgen erklärte er den Mitgliedern Rumänien und trat dabei auch als Musiker mit Geige und Mundharmonika auf. Bei weiteren Studienreisen spielte Reuven den kenntnisreichen Reiseleiter. Wegen ihrer großen Verdienste um die Belange der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft erhielt er gemeinsam mit seiner Frau Varda die Ehrenmitgliedschaft.

Reuven Moskovitz wurde am 27. Oktober 1928 im Shtetl Frumușica im Nordosten Rumäniens geboren. Als Jugendlicher erlebte er Armut, vor allem aber Diskriminierung und Verfolgung durch das faschistische Antonescu-Regime. 1948 flüchtete Reuven als 19-Jähriger nach Palästina und wurde Mitbegründer des Kibbutz Misgav-Am an der libanesischen Grenze. Hier hörte er das erste Mal von der Vertreibung der arabischen Bevölkerung aus den Nachbardörfern. Das Schicksal der vertriebenen Palästinenser sollte ihn sein Leben lang bewegen. Weil er für ihre Rückkehr eintrat, musste er in den 1950er Jahren den Kibbutz verlassen.

Reuven und Varda zogen nach Haifa. Er arbeitete dort als Kranführer, studierte Geschichte und hebräische Literatur in Tel Aviv und Jerusalem und wurde Geschichtslehrer. Die Annexionen nach dem Sechs-Tage-Krieg 1967 lehnte er ab und wurde ein entschiedener Kritiker der militärischen Besatzung der Westbank. Er engagierte sich für den Kibbutz „Neve Shalom/Wahat al Salam“ (Oase des Friedens), ein Dorf mit 100 Einwohnern, jeweils zur Hälfte Juden und Palästinenser, wo er nun auch seine letzte Ruhestätte fand. Sein Leben und seine Gedanken zum Ausgleich zwischen Israelis und Palästinensern schilderte er in dem Buch „Der lange Weg zum Frieden“, das 1996 erschien. 2003 erhielt er den Aachener Friedenspreis.

1974 kam Reuven mit seiner Frau Varda und seinem Sohn Shlomi nach Berlin, um den Weg Deutschlands in den Nationalsozialismus zu erforschen. Finanziert wurde

der Aufenthalt durch ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung. Er lernte Gesinnungsgenossen in seinem Kampf gegen Rassismus und Intoleranz kennen, gewann im Lauf der Jahre viele Freunde und konnte später sagen: „Es gibt ein Deutschland, das ich liebe.“ Immer wieder kehrte er in das „Land der Täter“ zurück. Er hielt Vorträge, in denen er sich leidenschaftlich für einen friedlichen Ausgleich zwischen Israelis und Palästinensern einsetzte. In Berlin lernte er auch Herbert Siebold und seine Freunde kennen und ermunterte sie, 1991 sein Geburtsland Rumänien zu besuchen.



Reuven Moskovitz 2012 bei der Feier zum 20-jährigen Bestehen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft im Rumänischen Kulturinstitut Berlin.
Foto: Gerhard Köpernik

Unvergessen ist sein Auftritt bei der Feier zum 20-jährigen Bestehen unserer Gesellschaft im Jahr 2012. Reuven brachte in seiner unnachahmlichen Art und mit seiner Mundharmonika Stimmung in den Saal. Es freute ihn, dass „seine“ Gesellschaft immer noch lebendig und aktiv war.

Am 2. September 2017 fand in Berlin in der voll besetzten Gethsemanekirche eine Gedenkfeier für Reuven Moskovitz statt, die unser Mitglied Hanja van Dyck zusammen mit Familienangehörigen, Freunden und Weggefährten Reuvens organisiert hatte. Wir werden Reuven, diesen warmherzigen, leidenschaftlichen, gradlinigen und trotz aller Anfeindungen, die er wegen seiner Versöhnungsarbeit erdulden musste, stets lebensfrohen Menschen nicht vergessen.

Dr. Gerhard Köpernik ist der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Klaus Heitmann (* 5. Juli 1930, † 25. Dezember 2017)

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

Am ersten Weihnachtstag vergangenen Jahres ist Prof. em. Dr. Dres. h. c. Klaus Heitmann, Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Heidelberg, im Alter von 87 Jahren verstorben. Romanist, Altphilologe, Kulturhistoriker – Klaus Heitmann war ein sehr seltener Humanist aus der Familie derjenigen Gelehrten, die den Ruf der humanistischen Studien in Europa ausgemacht haben. Er war ein „*romanist complet*“, der nicht nur seine Spezialgebiete, die Literaturen Frankreichs und Italiens vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert gut beherrschte, sondern die Romania noch in seiner ganzen sprachlichen und kulturellen Vielfalt überblickte.

Seine erste Leidenschaft galt jedoch den alten Sprachen, Latein und Altgriechisch. An der Universität zu Köln studierte er Französisch, Geschichte und Latein, eignete sich autodidaktisch Italienisch an und wurde später für drei Semester Stipendiat der *Scuola Normale Superiore* in Pisa. Erst 25 Jahre alt, promovierte Klaus Heitmann in Freiburg bei dem berühmten Romanisten Hugo Friedrich mit einer Dissertation zu Petrarca (1955).



Prof. em. Dr. Dres. h. c. Klaus Heitmann im Oktober 2016 in Heidelberg.
Foto: Silvia Zimmermann

Während seines Studiums in Freiburg eignete sich Klaus Heitmann autodidaktisch auch Rumänisch an, um den einzigen damals in der Freiburger Institutsbibliothek vorhandenen rumänischen Roman lesen zu können, nämlich „Die Russin“ [*Rusoaica*] von Gib I. Mihăescu. Mihăescus Roman weckte in Klaus Heitmann auch das Interesse für das noch weniger als Rumänien bekannte Land zwischen Pruth und Dnjestr. Nach Verteidigung der Doktorarbeit über Petrarca veröffentlichte Heitmann seine erste, umfangreiche Untersuchung über die rumänische Sprache, „Die Bemühung um die Literatursprache in Rumänien (in *Romanische Forschungen* 68/1956“, 50 Seiten). Heitmanns Interesse für diesen romanischen Raum blieb während seiner ganzen akademischen Karriere, welche ihn nach Marburg (wo er 1963 habilitierte), Berlin und schließlich nach Heidelberg führte, immer konstant. Es folgten in 50 Jahren über 100 Studien und Rezensionen zur Sprache und Literatur in Rumänien und der Republik Moldau. Die Art und Weise, wie rumänische Literatur

im deutschsprachigen Raum gelesen wird, orientiert sich heute noch an der Lektüre und den Kommentaren Klaus Heitmanns. Es bleibt uns ein Meilenstein wie „Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum: 1775–1918. Eine imagologische Studie“ (1985, rum. 1995, 2014) sowie das Werk, welches Heitmann gemeinsam mit Ovid S. Crohmălniceanu über den Hermannstädter Literaturkreis (*Cercul literar de la Sibiu și influența catalitică a culturii germane*, 2000) schrieb und auch die dezidierten und immer noch aktuellen Aufsätze zur Sprache und Politik in der Republik Moldau (als Sammelband 1998 in Chișinău erschienen).

Nicht unerwähnt soll auch die Tatsache bleiben, dass Klaus Heitmann viele Schriftsteller und rumänische Intellektuelle nach Heidelberg einlud und über Jahre hinweg unterstützte. Schon in den 1980er Jahren wurde Heitmann zu einer Institution der kulturellen Großzügigkeit und Offenheit für Rumänen in Deutschland sowie zu einem echten zeitgenössischen Vorbild des Europäertums. Seine außerordentlichen Verdienste in der Forschung und in der Förderung der rumänischen Kultur wurden mehrfach gewürdigt. Klaus Heitmann wurde *doctor honoris causa* der Universitäten Bukarest und Galatz, Ehrenmitglied der Rumänischen Akademie sowie des Rumänischen Schriftstellerverbandes und Komtur des Verdienstordens für das Bildungswesen.

Zusammen mit dem letzten Stipendiat, den er in Heidelberg betreute, Dr. Eugen Wohl (Universität Klausenburg/Cluj-Napoca), wollte ich Professor Heitmann im Frühjahr 2017 zu einem neuen Interview überzeugen. Geduldig beantwortete er privat meine Fragen, wünschte sich aber keine mediale Aufmerksamkeit mehr. So erfuhr ich noch einmal, wie authentisch sein Interesse für die Republik Moldau und wie groß sein Herz war: Vor zwei Jahrzehnten hatte er die Patenschaft für ein junges Mädchen in der Republik Moldau übernommen, welches er konsequent durch monatliche Geldbeträge, Briefe und Pakete unterstützte und zum Studium aufmunterte. Auf allegorische Weise verkörperte dieses Mädchen, welches nun eine junge, verheiratete Frau und Mutter ist, für ihn die benachteiligte, östliche Romania, für die er sich exemplarisch engagierte und die er so sehr liebte. Die Romanistik hat einen einzigartigen Gelehrten und Förderer verloren, die rumänische Kultur einen ausgezeichneten Kenner und einen guten Freund. Wir bewahren Klaus Heitmann ein ehrendes Andenken.

Dr. Romanița Constantinescu ist Stiftungslektorin für Rumänisch am Romanischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

Tätigkeitsbericht 2017

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Im Laufe des Jahres 2017 haben vier Vorstandssitzungen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) stattgefunden. Die Mitgliederversammlung (MV) wurde am 25. November im Restaurant „Leonhardt“ in Charlottenburg durchgeführt. Turnusmäßig standen Wahlen zum Vorstand an. Dr. Gerhard Köpernik, Hermine-Sofia Untch, Tony Krönert, Christof Kaiser, Mona Vintilă (in Abwesenheit), Dr. Natalia Toma und Wilfried Lore wurden in ihren alten Funktionen wiedergewählt. Neu gewählt wurden Hannelore Jorgowitz, zuständig für die Koordinierung des Jour Fixe, und Dr. Raluca Fritsch, die künftig für den Newsletter „Mediascreening Rumänien“ verantwortlich zeichnen wird.

Marianne Theil ist auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausgeschieden und wird sich künftig im Beirat der DRG engagieren. Ihr gebührt großer Dank für das herausragende Engagement bei der Organisation und Durchführung der Jour Fixes der DRG in den vergangenen Jahren. Nach der MV zeigte das jüngste Mitglied Conrad Räuchle eine Film- und Bilderschau über die Studienreise in die Republik Moldau, die im Oktober 2017 stattfand.

Im Berichtsjahr 2017 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage, Facebook, Mediascreening

Im Jahr 2017 hat Dr. Natalia Toma die Internetseite der DRG regelmäßig gepflegt und mit aktuellen Informationen zu den Veranstaltungen der Gesellschaft aktualisiert.

Die Facebookseite der DRG wurde auch im Jahr 2017 von Tony Krönert betreut. Der Newsletter „Mediascreening Rumänien“ ist 2017 unregelmäßig erschienen.

Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Die DRH wurden letztes Jahr erstmals in der Republik Moldau lanciert: Im Mai 2017 fand anlässlich des 65. Geburtstages des aus dem Banat stammenden deutschen Schriftstellers Richard Wagner in der B. P.-Hasdeu-Stadtbibliothek Chişinău eine Jubiläumsveranstaltung statt. Den Festvortrag „Geschützt vor dem Schweigen. Gedichte aus vier Jahrzehnten“, der in den DRH 1/2017 veröffentlicht ist, hielt unsere Autorin Univ.-Doz. Dr. Maria Irod (Bukarest). Grußworte überbrachten der Ständige Vertreter Florian Seitz (Deutsche Botschaft), die Direktorin der Stadtbibliothek Mariana Harjevschi und die Leiterin des Deutschen Lesesaals Elena Osipova; die Veranstaltung moderierte DAAD-Lektor und DRG-Beiratsmitglied Dr. Josef Sallanz. Das Ereignis wurde vom DAAD-Lektorat in der Republik Moldau mit Unterstützung der Deutschen Botschaft Chişinău, der Stadtbibliothek und dem Deutschen Lesesaal im Rahmen der „Tage der deutschen Sprache und Kultur“ des Lehrstuhls für

Deutsche Philologie der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität zu Chişinău organisiert.

Im Oktober 2017 hielt im Nationalen Kunstmuseum der Moldau DRH-Autor Gilles Duhem (Berlin) den Vortrag „Chişinău – städtebauliches Chaos als Spiegelbild einer verstörten Gesellschaft?“. Der Vortrag, der in DRH 2/2017 veröffentlicht ist, wurde vom DAAD-Lektorat in der Republik Moldau in Kooperation mit der Deutschen Botschaft Chişinău organisiert. Er fand als Begleitveranstaltung zur ifa-Ausstellung „Auslandsbeziehungen. Junge Architekten aus Deutschland“ statt. Im Anschluss an die jeweiligen Veranstaltungen wurden die DRH vorgestellt.

Seit 2011 werden die DRH von Dr. Josef Sallanz für die DRG herausgegeben. Beide Ausgaben von 2017 hatten jeweils eine Auflage von 700 Exemplaren. Für das Lektorat der DRH waren Jörn Henrik Kopfmann, Kirsty Otto, Marianne Theil und Illa Weber-Huth zuständig. Aufgrund beruflicher Veränderungen ist zum Jahresende Kirsty Otto aus der Redaktion ausgeschieden. Der Vorstand der DRG und die Redaktion der DRH bedanken sich ganz herzlich für ihre jahrelange Mitarbeit als Lektorin und wünschen ihr für ihre berufliche Laufbahn viel Erfolg. Als neues Redaktionsmitglied begrüßen wir Jan-Peter Abraham, der bereits an dieser DRH-Ausgabe tatkräftig mitarbeitete. Für den Satz der DRH zeichnete Brigitta-Ulrike Goelsdorf verantwortlich.

Jour Fixe

Im Berichtsjahr haben unter der Federführung von Marianne Theil insgesamt sieben Jour-Fixe-Veranstaltungen stattgefunden. Der Veranstaltungsort war bis auf zwei Ausnahmen das Café „Leonhardt“ in Berlin-Charlottenburg.

Februar: PD Dr. Mariana Hausleitner (Berlin) und Prof. Dr. Viorel Achim (Bukarest) referierten und diskutierten in ihrem Vortrag „Verbrechen an den rumänischen Roma im 2. Weltkrieg“ über ein dunkles Kapitel des rumänischen Faschismus: Die Deportation von mindestens 25.000 rumänischen Roma in Arbeitslager nach Transnistrien im Jahr 1942, in denen die meisten der Deportierten umkamen. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit der Südosteuropäergesellschaft in der Humboldt-Universität statt.

April: Dr. Georg Herbstritt (Berlin): Vortrag und Diskussion über „Securitate und Stasi – Entzweite Freunde. Der Weg von der Zusammenarbeit bis zum Zerwürfnis“. Der Referent ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Stasi-Unterlagen-Behörde und hat in den Archiven der rumänischen „Stasi“-Behörde CNSAS in Bukarest über die Zusammenarbeit zwischen Stasi und Securitate geforscht. Ein Ergebnis ist die umfassende Studie, über die er beim JF berichtete.

April: Stephan Meuser (FES, Bukarest): „Wie geht es weiter in Rumänien? Vortrag und Diskussion zur aktuellen Situation“. Aus aktuellem Anlass berichtete der Leiter des Bukarester Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung über die Straßenproteste in Bukarest und den großen Städten Rumäniens, die sich gegen die Eilverordnung der rumänischen Regierung zur Verwässerung der Anti-Korruptionsgesetze richteten, sowie über die Forderungen der Demonstranten. Kooperationspartner war die Friedrich-Ebert-Stiftung, in deren Räumlichkeiten in der Hiroshimastraße die Veranstaltung stattfand.

Mai: Diana Rus, Ioana Dragoș, Monica Bota Moisin (Berlin) stellen die „Diaspora Civică Berlin“ vor. Die Straßenproteste in Bukarest gegen das Vorhaben der rumänischen Regierung, die Anti-Korruptionsgesetze abzuschwächen, riefen auch die in Berlin lebenden, überwiegend jungen Rumäninnen und Rumänen auf den Plan. Mit Plakaten wie „Rumänien sagt Nein zur Korruption“ protestierten sie am 25. Februar vor der rumänischen Botschaft und dem Brandenburger Tor. Es war die Geburtsstunde der „Diaspora Civică Berlin“, die sich von Berlin aus durch politisches und kulturelles Engagement an der künftigen Gestaltung der rumänischen Gesellschaft beteiligen will.

September: Dr. Tobias Rüttershoff (Berlin): „Die Republik Moldau. Zur politischen Lage in einem unruhigen und zerrissenen Land“. Zur Vorbereitung auf die Studienreise im Oktober 2017 berichtete der Länderreferent Ostmitteleuropa der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) über die politischen Verhältnisse in der Republik Moldau. Er zeichnete das Bild eines seit 1991 unabhängigen, aber tief gespaltenen Landes zwischen proeuropäisch denkenden Bürgern, von denen viele eine Wiedervereinigung mit Rumänien wünschten, und Anhängern eines prorusischen Kurses. Das führe dazu, dass immer mehr Menschen aus Armut und Perspektivlosigkeit das Land verlassen, nach einer UN-Studie täglich 106.

Oktober: Dr. Esther Quicker (Köln): „Zwischen Zuneigung und elitärem Rassismus: Eine Studie über das gespaltene Bild der Roma in Rumänien“. Die Referentin stellte die Studie vor und ging besonders auf die Ergebnisse einer anonymen Befragung von über 500 Schüler/-innen ein. Fast die Hälfte der Jugendlichen (48 Prozent) zeichnete ein ausgeprägt negatives Bild von den Roma, 9 Prozent hatten eine neutrale und 18 Prozent eine positive Einstellung gegenüber der größten autochthonen Minderheit Rumäniens. Darüber hinaus erläuterte sie die Wurzeln, Gründe und Funktionen der Ablehnung, die zur Migration vieler Roma u. a. nach Deutschland führten.

November: Paula Schneider (Leipzig): „Als Stadt-schreiberin in Brașov/Kronstadt“. Von Mai bis Oktober 2017 lebte die Leipziger Schriftstellerin mit einem Stipendium des „Deutschen Kulturforums östliches Europa“ als „Stadt-schreiberin“ in der siebenbürgischen Stadt „im Rendezvous-Gebiet von Süd- und Ostkarpaten“. Sie führte während ihres Aufenthalts ein Internettagebuch

und berichtete als Bloggerin über ihre Begegnungen, Erlebnisse und Erfahrungen in der Stadt am Fuße der Karpaten. Es sind nachdenkliche Texte und poetische Bilder entstanden, wovon sie eine Auswahl präsentierte.

Andere Veranstaltungen

Januar: „2007–2017 Zehn Jahre Mitgliedschaft Rumäniens in der EU. Eine Bilanz des Europäischen Jahrzehnts“, Podiumsdiskussion mit Politikern und Journalisten. MdB Gunther Krichbaum (CDU), MdEP Siegfried Mureșan (EVP) und der Journalist Keno Verseck (Spiegel online) hielten Kurzreferate über Erfolge und Hoffnungen sowie über Fehlentwicklungen und Rückschläge Rumäniens in den zehn Jahren seit dem EU-Beitritt und diskutierten anschließend mit dem Publikum. Die Veranstaltung fand im Europäischen Haus unter den Linden statt und wurde von Marianne Theil moderiert.

Juni: Themenabend: „Die Hohenzollern in Rumänien (1866–1947)“. Mit der Abdankung Mihai I. vor 70 Jahren endete die rumänische Erbmonarchie. Zehn Jahre nach dem Beitritt zur EU diskutierten vier Experten, Dr. Dr. Gerald Volkmer (Oldenburg), Dr. Edda Binder-Iijima (Göttingen), Dr. Anneli-Ute Gabanyi (Berlin) und Dr. Silvia Irina Zimmermann (Mannheim) über die Frage, wie die Errichtung der Monarchie mit einem Hohenzollern als König das Land beeinflusst hat, bis heute prägt und eine besondere Beziehungsgeschichte zwischen Rumänien und Deutschland begründete. Die gut besuchte Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, dem Rumänischen Kulturinstitut und der DRG im großen Saal des RKI statt. Durch die Veranstaltung führte Marianne Theil.

Studienreise

Die IX. Studienreise der DRG führte vom 1. bis 12. Oktober in die Republik Moldau. Ausgangspunkt war die Hauptstadt Chișinău. Von dort aus wurden bekannte Klöster, Weinbaugebiete, historische und archäologische Stätten besucht und eine Tagestour nach Transnistrien unternommen. Ziele im Süden des Landes waren die Autonome Territoriale Einheit Gagausien, ehemalige bessarabiendeutsche Dörfer und der untere Trajanswall. Im landschaftlich sehr reizvollen Norden standen weitere Klöster, Herrenhäuser und Parks, die Festung Soroca, zwei jüdische Friedhöfe sowie das ukrainische Mohyliv-Podilskyi (rum. Moghilău) auf dem Programm. Die Reise wurde auch dieses Mal von Christof Kaiser und dem Reisebüro Ex Oriente Lux aus Berlin organisiert und durchgeführt.

Mitgliederentwicklung

Die Mitgliederzahl blieb konstant und beträgt aktuell 97.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Eine Auslese der besten Gedichte Richard Wagners

„Jedes Wort das ich schreibe schaut mich an“

VON MARIA IROD

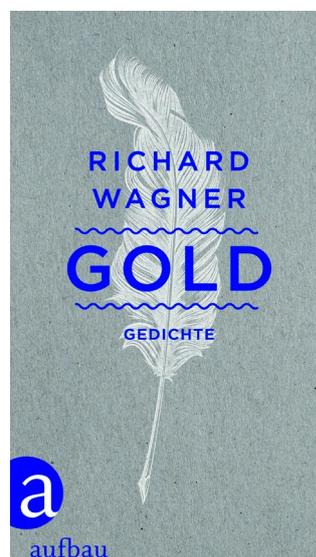
Der grafisch elegant gestaltete Gedichtband, der einen Rückblick auf die bisherige lyrische Produktion Richard Wagners bietet, trägt den vieldeutigen, symbolbeladenen Titel „Gold“. Zum einen kann dieses Wort als Verweis auf die editorische Konzeption verstanden werden, die dem Leser ein alchemistisches Destillat, eine Art „Best of“ der lyrischen Werke dieses bedeutenden Dichters vor Augen führt. Tatsächlich ist die vorliegende Anthologie im Wortsinn eine „Blütenlese“, da die in die Gedichtsammlung aufgenommenen Texte, die eine Zeitspanne von über 40 Jahren decken, als exemplarisch für den dichterischen Werdegang des Autors erachtet werden können. Zum anderen erschließt sich die Vieldeutigkeit des Titels bei einem näheren Betrachten des gleichnamigen Gedichts. Es handelt sich um einen 2015 in der Zeitschrift *Matrix* erschienenen Text, der sich als melancholische Abrechnung mit der eigenen Zerbrechlichkeit, als bewusstes Innehalten und Nachdenken über die verbleibende Zeit liest. Das Gedicht führt die „Rohstoffe“ Gold und Zeit zusammen, beschwört die Not und die Verzweiflung, das Gewonnene und das Zerronnene herauf und lässt dabei an das übersteigerte Zeitempfinden im Angesicht des körperlichen Verfalls denken sowie an das Bedürfnis, Bilanz zu ziehen und das Wesentliche vom Wertlosen zu trennen.

Der Band ist in sechs Teile gegliedert, die den unterschiedlichen Schaffensperioden Wagners entsprechen. Der erste Teil umfasst Gedichte, die in Rumänien erschienen sind, während sonst Texte berücksichtigt werden, die – auch wenn sie zum Teil vor der Abreise des Autors entstanden – erstmals in Deutschland veröffentlicht wurden. Die letzten beiden Teile enthalten vorwiegend unveröffentlichte Gedichte aus den Jahren 2010 bis 2016. Allerdings finden sich auch unter den früheren Werken Texte, die in dieser Anthologie ihre Erstveröffentlichung erleben. Das Quellenverzeichnis gibt Auskunft über die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte, sodass der Leser sie in die literarische Laufbahn Wagners einordnen kann.

Die Textauswahl reflektiert die anspruchsvolle Strenge, mit der Richard Wagner sein eigenes Schaffen betrachtet. Dem Ziel, Repräsentatives aus dem vielgestaltigen lyrischen Werk dieses Dichters zu bieten, kommt die vorliegende Anthologie nahe, indem verschiedene Facetten seines lyrischen Schreibens aufgeblättert werden. Das Spektrum reicht von den langatmigen, mit Pop- und Beat-Elementen gespickten frühen Gedichten, über das Verspielt-Verdichtete, das etwa in Texten wie dem „Vierzeiler“ zum Ausdruck kommt – „Sachte sachte schließen wir / Sachte Lieblich Tür um Tür / Machen Liebe im Klavier / Alle alle bleiben hier.“ – und die sogenannten Flaneurgedichte, wo starke Bilder aus kleinen Beobachtungen herauswachsen, bis zu den neueren Gedichten, in denen sich

die formale Strenge, der nüchtern-kritische Blick auf die Außenwelt, das Bilanz-Ziehen und die Selbstreflexion die Waage halten. Es gibt in den neueren, erst hier veröffentlichten Gedichten Wagners nach wie vor ins Traumhafte gleitende Verse und Versuche, die Wirklichkeit durch sinnliche Anschauung zu erkunden, man spürt jedoch immer deutlicher eine Sehnsucht nach einer höheren Macht, die das alltägliche Chaos ordnen sollte. Als schönes Beispiel sei hier das Gedicht „Wandermond“ zitiert, in dem fast mystische Klänge zu vernehmen sind und die großen Fragen der Zeitlichkeit und des Versagens der Sprache angesichts eines Abgrunds beschrieben werden: „Das Wirkliche ist das Unwirkliche / das vergeht / Der Regen singt und flieht / wie das Untier des Traums / Jedes Wort / das ich schreibe / schaut mich an / und ist ein Unwort / Die Tage verschwimmen / Der Süden schluckt die Jahreszeit / Es ist ein Unjahr / aus dem ich hinaustrete / Nacht für Nacht / In die Finsternis / der Uhr.“

Unbedingt sollte die Leistung der Literaturwissenschaftlerin Christina Rossi gewürdigt werden, die mit dem Vorlass des Autors befasst ist und die zum vorliegenden Band ein gründliches Nachwort beigesteuert hat. Rossis Aufsatz bietet eine Übersicht auf Wagners literarische Laufbahn mit Fokus auf seine Lyrik, hebt das Zusammenspiel von politischem Engagement und ästhetischem Formwillen als Konstante in seinem Werk hervor und schlägt einsichtige Interpretationen zu einigen Gedichten vor. Mit ihren Worten lässt sich das lyrische Lebenswerk Wagners zusammenfassend „als so thematisch kohärent wie ästhetisch zwingend“ und zwar „trotz seines heterogenen Erscheinungsbildes“ charakterisieren und man hofft auch mit Rossi, dass dieses kraft- und wertvolle Werk „mit diesem Band noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten ist.“



Richard Wagner
Gold. Gedichte.

Aufbau-Verlag, Berlin 2017,
208 Seiten, 20,00 Euro.

Die Schatten der Einsamkeit

VON KATHARINA KILZER

Jeder, der den Titel eines Gedichtbands liest, hat bestimmte Erwartungen. Dinu Flămând beschreibt in „Schatten und Klippen“ das Bild von stummen, aber nicht lautlosen Dingen, dem Schatten der Zeitlosigkeit und der Klippen in einer „Landschaft voller Amphibiensteine“. Die Landschaft wird beschworen vom menschlichen Logos, der sie nur beschwören, aber nicht verstehen kann. Verbindende Elemente werden mythologisch erklärt. Denn jeder Mensch hat einen Schatten und jedes Meer hat seine Klippen. Der Titel ist metaphorisch themenübergreifend gewählt mit vier Zyklen: *Schatten, An Odysseus, Klippen, und Tropischer Garten*. Das Thema der Unendlichkeit hatte der in Siebenbürgen geborene Autor 1971 für seinen Debütband „Apeiron“ gewählt und der Philosophie der alten Griechen vor Sokrates seine Zeilen gewidmet. Im ersten Teil dieses Bands führt er ein Zwiegespräch mit „Schatten“, „außerhalb der Zeit“ als „kalte Schauer des Vergangenen“. Als Zeichen der Ewigkeit, die eine „üppige Vielfalt des Unmöglichen“ zeigt, erwachen nur noch die Schatten. Die Mutter trifft er zwischen Maulbeerbaum und Backöfen eines „wankelmütigen Sommers“; ihr Schatten weckt Erinnerung, ist aber nicht vergessen. Andere Schatten tauchen aus der Ewigkeit „der Kälte“ wieder auf, aus dem Winter im Bărăgan. Die Hoffnung ist „die Geliebte des Stallknechts“, doch das Vergangene siegt, „verblasste Bilder“ tauchen wieder auf, so als „bluteten die Schatten“. Die Liebe bleibt ein „lichtloser Schatten“, wenn sie keinen Platz findet und zum Stein unter „deinem Haus“ ergrünt. Hier spricht ein Minnesänger seine Angebetete an, der sich fürchtet, dass jener „Nebel der ich für dich bin“ nur „Worthülsen in die Luft“ spuckt. Die Angst vor Versagen, die „Empörung der Ohnmacht“, die Angst vor Demütigung lässt ihn verzweifelt ausrufen: „aaaaaaach, wie flüchtig alles ist“. Das lyrische Ich wankt, es betrachtet in der dritten Person den Mäher, dessen Schatten Poesie der „Wörter aus der dünnen Vergangenheit“ ist. Wir folgen dem Schatten in der „Morgenröte“, wenn das „Licht“ sich „aus dem Staub“ macht und mit „schattenhaftem Zögern aus allen Löchern“ kroch. Bilder sind musikuntermalt mit der „schönen Müllerin“ aus Schubert, literarisch verknüpft mit „Anna Karenina“, aber nur „schallende Ironie vom Finger des Zufalls“. Er kehrt zurück zu den Schatten, „die durch mich streiften und geblieben sind“, eingebettet in Erinnerung an die Kindheit im Garten, am Fluss. Im zweiten Zyklus *An Odysseus* begegnen wir Odysseus und Figuren der griechischen Mythologie: Ariadne und Chloris, Phädra, Agamemnon. Auch diese Reise

endet in der Flucht vor dem Schatten. Er kehrt zurück zu Odysseus im Kampf mit den Sirenen – ein Bild, das Rilke im „Lied vom Meer“ beschreibt. Die fünf Gedichte dieses Kapitels enden mit dem Ursprungsmythos. Es folgen *Klippen* am Mittelmeer auf einem „verborgenen Weg“. Jedes dieser 25 Gedichte beschreibt eine Mittelmeerlandschaft. „Das Meer ist eine Brücke, die nur einen Kopf an einem Ufer hat“ – metaphorische Bilder, dem Gefühl der Unruhe des Menschen zugeordnet. Schließlich landen wir im *Tropischen Garten*, eine Art Paradies? Vom Mittelmeer zur Südsee, wo „das Meer nicht weit weg zwischen den Mangroven am Ufer rauscht...“. Der Dichter denkt aber an Siebenbürgen, an die Kindheit: „wenn hier die Bäume zu mir sprechen / und das Gras ... ist es, weil etwas endet? Weil etwas Neues beginnt?“ Die Poesie endet unbeantwortet, zeichenlos wie sie begonnen hat. Flămând hat sich als Übersetzer von Fernando Pessoa, Samuel Beckett, Philippe Sollers, u. a. einen Namen gemacht. In seinen Gedichten macht er einen Brückenschlag von der Moderne in die Antike. Die Antike ist in uns. Als Denker und Philosoph liefert er uns eine Definition eines Dichterschicksals. Im Anhang ist ein Gespräch mit Rodica Draghinescu sowie bibliographische Angaben. Savina Tarsitano hat auch „Umbre și faleze“ (Timișoara 2010) bebildert. Die Übersetzung stammt von Edith Konradt, der es überzeugend gelungen ist, die reimlosen, zeichenlosen Verse ins Deutsche zu übertragen. „Mit einem Glas Rotwein muss man diese Poesie genießen“, heißt es im Umschlagtext. Ich glaube, man braucht eher ein Buch der griechischen Mythologie in der einen und den Gedichtband in der anderen Hand, um zu genießen!



Dinu Flămând
Schatten und Klippen.
Gedichte.

Aus dem Rumänischen von Edith Konradt. Mit Illustrationen von Savina Tarsitano und einem Gespräch mit Rodica Draghinescu. Klak Verlag, Berlin 2017, 116 Seiten, 15 Euro.

Neue Erkenntnisse zu einem außerordentlichen Kinderbuch

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

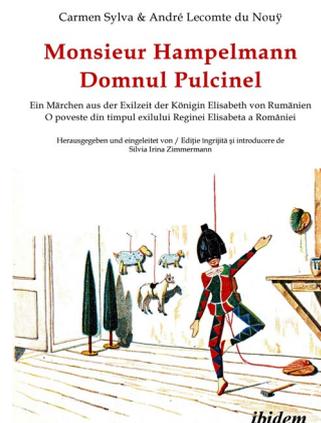
Wie und unter welchen Bedingungen das in vier Sprachen verfasste, reichlich bebilderte, Ende des 19. Jahrhunderts in Rumänien erschienene Kinderbuch „Monsieur Hampelmann/Domnul Pulcinel/Monsieur Polichinelle/The Story of Mr. Jumping Jack“ entstanden ist, blieb lange Zeit unbekannt. Das sprachlich und graphisch sehr anspruchsvoll gestaltete Buch erschien *sine loco et anno*. Denn die Autorin des Buches war keine andere als die hochgebildete und sprachbegabte Königin Elisabeth von Rumänien, die ihre literarischen Werke unter dem Pseudonym Carmen Sylva veröffentlichte. Wie die alten Maler, welche von einer Unterschrift in den königlichen Porträts herabsahen oder zumindest diese gut versteckten, verzichtete der Verleger (vermutlich Carol Göbl, der auch Carmen Sylvas „Seelengespräche und Rumänische Dichtungen“ 1896 zweisprachig herausgab) auf die Angabe seines Impressums (Institutul de Arte Grafice Carol Göbl, Strada Doamnei Nr. 16, București) auf dem Titelblatt des Bandes.

Um das Erscheinungsjahr näher zu bestimmen erwies sich der Zugriff auf die private Korrespondenz zwischen Elisabeth und ihrem Gemahl, dem König Karl I. als von großer Bedeutung. Der komplette Briefbestand befindet sich zwar in dem rumänischen Nationalarchiv, eine komplette, kommentierte Ausgabe fehlte aber bisher. Es ist der Verdienst von Silvia Irina Zimmermann von der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs Neuwied sich mit diesen außerordentlich wichtigen Dokumenten philologisch akribisch befasst zu haben. So wurde Zimmermann auf bisher nicht weiter erforschte Informationen aufmerksam, die die Entstehung des Märchens „Monsieur Hampelmann“ in einem neuen Licht erscheinen lassen. Es ließ sich folglich eindeutig bestimmen, dass das Märchen 1892 während des Exils der Königin in Pallanza, Italien geschrieben worden ist und für adlige und wohlhabende Familien und deren Sprosslinge in ganz Europa gedacht war. Der Erlös sollte dem unter der Schutzherrschaft von Elisabeths Mutter, der Fürstin Marie zu Wied, stehenden Otto-Haus für Waisen und taubstumme Kinder in Neuwied zugutekommen.

Noch wichtiger ist aber die Entdeckung, dass die Zeichnungen, welche das Buch begleiten, nicht dem Maler Jean-Jules-Antoine Lecomte du Nouÿ, sondern seinem Bruder, dem Hofarchitekten André Lecomte du Nouÿ zu verdanken sind. In der Originalausgabe war die Angabe zum Mitverfasser undeutlich, da der Vorname des Illustrators fehlte. Zimmermann stützt sich bei ihrer Hypothese nicht nur auf Passagen aus dem Briefwechsel Elisabeth-Karl I., sondern auch auf andere hilfreiche Hinweise wie Fotografien und zeitgenössische Quellen, welche

eindeutig zeigen, dass André Lecomte du Nouÿ, der an der Restaurierung mehrerer bedeutender Bauwerke in Rumänien, darunter des Klosters *Sf. Trei Ierarhi* (Hl. drei Hierarchen) in der Zeit von 1882 bis 1890 und der ältesten erhaltenen Kirche aus Jassy/Iași, *Sfântul Nicolae Domnesc*, sowie des Klosters *Curtea de Argeș* beteiligt war, mit der Königin für die Prachtausgabe des Märchens eng zusammenarbeitete. Zimmermann konnte auch die Zeiten dokumentieren, als sich André Lecomte du Nouÿ in Neuwied und in Pallanza aufhielt. Eine dritte Hypothese, nach der womöglich Hélène Lecomte du Nouÿ, die Frau des Hofarchitekten, die Illustratorin des Buches wäre, konnte ebenfalls ausgeräumt werden.

Somit erscheint die Neuausgabe des Märchens „Monsieur Hampelmann“, ebenfalls im Stuttgarter Ibidem-Verlag 2017 veröffentlicht, zum ersten Mal unter der Autorenschaft Carmen Sylva – André Lecomte du Nouÿ. Sie ist von einer umfangreichen, in zwei Sprachen, rumänisch und deutsch erschienenen Einleitung der Herausgeberin, Silvia Zimmermann begleitet, die einen tiefen Einblick in das Schaffen Carmen Sylvas in ihren Exiljahren erlaubt. Ein weiteres Werk der Königin, „Das Märchen von der hilfreichen Königin“ wird herangezogen, um autobiographische Aspekte in beiden Texten hervorzuheben. Somit wird die Wiederentdeckung des Märchens „Monsieur Hampelmann“ nicht nur für Kinder ein wahres Vergnügen – umso mehr als die Neuausgabe farbig die Faksimiles des von der Königin gemalten Titelblattes und der Märchenseiten in der Handschrift der Königin, sowie die Zeichnungen von André Lecomte du Nouÿ auf den Handschriftseiten der Königin getreu reproduziert, sondern auch für Erwachsene, die sich der Einführung, der historischen Bilddokumentation und selbstverständlich des philosophisch anmutenden Märchens ebenfalls erfreuen können.



**Carmen Sylva &
André Lecomte du Nouÿ
Monsieur Hampelmann.
Domnul Pulcinel.** Ein Märchen
aus der Exilzeit der Königin Eli-
sabeth von Rumänien (Carmen
Sylva) mit Illustrationen des Ho-
farchitekten André Lecomte du
Nouÿ. Herausgegeben und ein-
geleitet von Silvia Irina Zimmer-
mann. Ibidem Verlag, Stuttgart
2017, 128 Seiten, 29,90 Euro.

Der Teufel zu Besuch in Bukarest

VON ANKE PFEIFER

Im Jahre 1988, der Endzeit der Ceaușescu-Diktatur mit all ihren Schrecken - Kälte, Versorgungsengpässe, Überwachung – landet der Teufel incognito und in geheimer Mission in Bukarest. Er engagiert den Taxifahrer Genel und macht sich gemeinsam mit ihm auf die Suche nach den verzauberten Königen. Diese sollen helfen, einen Schlüssel zusammenzubasteln, mit dem sich ein Freund des Teufels aus dem „Verlies der Tiefe“ befreien kann. Dazu gilt es, vor allem die verborgenen Orte entlang von alten Wasserläufen in der Stadt aufzusuchen. An drei Tagen Anfang April begeben sich daher die beiden, teils auf Zeitreise und mit magischen Kräften ausgestattet, an unterschiedliche Stätten, um die einzelnen Bestandteile – welche, sei hier nicht verraten – für den Kerkeröffner zu erlangen.

Das klingt, zumal auch viel Zauberei dabei ist, erst einmal recht märchenhaft. Und es passieren, wie auch im Märchen, schreckliche Dinge, die sich teils auf tatsächliche oder zumindest vorstellbare reale Zustände beziehen. Ob es einen grausamen Frauenmörder im Bukarest der 1930er Jahre gab, weiß die Rezensentin nicht, aber wie die Securitate agierte und dass Regimegegner in psychiatrische Kliniken verbracht wurden, ist inzwischen hinreichend bekannt. Vor diesem Hintergrund lässt einen so manche eindrückliche Szene nicht mehr los.

Die Suche der beiden Protagonisten ist das Band, das die drei eigentlich eigenständigen Geschichten miteinander verbindet: der Keramiker Ulpiu, später Grabungsspezialist und Papierrestaurator, ist auf der Suche nach der körperlich idealen Ehefrau und versucht, auf ungewöhnlich gruseligem Weg seinen Traum zu realisieren. Die ausgegrabenen Köpfe zweier Bukarester Museologen wissen dem Satan und seinem Chauffeur allerlei über Nicolae Ceaușescu zu berichten, der sich zeitweise als altes Mütterchen unter die Leute mischt, um die Stimmung zu prüfen. Schlitzohrig will er eine Weltbank gründen, um sein Land vor dem Ruin zu retten, verhandelt aber unvorteilhaft mit einem Vertreter Ghanas um den Ankauf von Rechten an Bodenschätzen. Und schließlich geht es in der dritten Geschichte um die Verfolgung von Fisente, dem vermeintlichen Täter eines gescheiterten Attentats auf Ceaușescu am 8. September 1987.

Daniel Bănulescu, 1960 in Bukarest geboren, veröffentlichte bisher mehrere Gedichtbände, einige Theaterstücke und die Romantrilogie „Die schönste Geschichte der Welt“. Der hier vorliegende Band von 2014 ist der zweite Band dieses ursprünglich „Trilogia Danielissima“ genannten Romanwerks, zu dem „Ich küsse dir den

Hintern, geliebter Führer“ (1994, deutsch 2005 in Wien erschienen) sowie „*Cel mai bun roman al tuturor timpurilor*“ (2008, Der beste Roman aller Zeiten) gehören.

Schon an den Titeln zeigt sich der provokante Charakter der Dichtung dieses „enfant terrible“ der 1980er Jahre, der bereits damals sprachlich und thematisch provozierte und bis heute ein pointiert ironisches Selbstbewusstsein zur Schau stellt. So handelt dann auch „Die schönste Geschichte der Welt“ vielmehr von allerlei schrecklichen Dingen wie Verfolgung, Verrat, Verstümmelung, Folter und Mord. Mit überschäumender Phantasie und allerlei Anspielungen auf Personen und Geschehen in der rumänischen Gesellschaft setzt sich der Autor mit der jüngeren Geschichte des Landes auseinander.

War die bedrückende Realität Rumäniens im ersten Band noch leicht, schwungvoll und auf äußerst komische, dabei scharfsinnige Art und Weise inszeniert, so erscheint die Romanhandlung hier recht konstruiert und schlussendlich weniger überzeugend: Zum Beispiel fällt die erste Binnenerzählung zeitlich und inhaltlich aus dem Rahmen, bleiben Sinn und Zweck von so manchem erzählerischen Detail unklar und einige der überaus zahlreichen Einfälle hinterlassen einen faden Nachgeschmack.

Leider liest sich die Übersetzung nicht sehr flüssig. Man stolpert über Sätze, denen eine Gliederung in Nebensätze gut getan hätte, über inkonsequente Entscheidungen, z. B. bezüglich der Schreibung der rumänischen Straßennamen, sowie über recht zahlreiche Schreibfehler. Ein sorgfältiges Lektorat wäre da sehr dienlich gewesen. Wer Freude hat an detaillierten Schilderungen von Grausamkeiten aller Art, ja an Horror, an abwertenden Machosprüchen, und wer überhaupt ein Fan des Autors ist, dem wird aber die Lektüre gewiss gefallen.



Daniel Bănulescu
Der Teufel jagt nach deinem Herzen.

Roman. Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Pop Verlag, Ludwigsburg 2017, 214 Seiten, 18,50 Euro.

Unter der Erde – eine Gegenwartsvision

VON MARKUS BAUER

Dass dereinst einmal unser Zeitalter neben anderen möglichen Bezeichnungen die des Atomzeitalters tragen wird, ist nicht unwahrscheinlich. Nicht nur die „Beherrschung“ der atomaren Kettenreaktionen als wissenschaftliche Errungenschaft, sondern auch die in kurzer Zeit erfolgte Nutzung dieser Entdeckung zur Entwicklung von Waffen sowie zur Stromerzeugung veränderten das Lebensgefühl und ganz real die Welt seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Dabei war aber bereits in den 1950er Jahren nach dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki und der Entwicklung weiterer bis dahin unvorstellbar explosiver Waffen „das Atom“ äußerst umstritten. In dieser Atmosphäre des neuen Blicks auf die technischen Möglichkeiten im Krieg schrieb der Czernowitzer Dichter Alfred Gong (Alfred Liquornik), der aus der Generation von Paul Celan und Immanuel Weißglas stammt, mit denen er die gleiche Schulklasse besuchte, das Theaterstück „Zetdam“. Es ist das große Verdienst des Rimbaud Verlags, dass dies bemerkenswerte Stück erstmals gedruckt wurde.

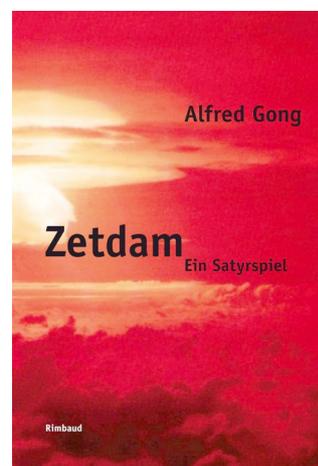
1958 entstanden handelt das Stück von Zetdam und seiner Familie, für die der alte Patriarch mit dem seltsamen Namen angesichts des nahenden letzten Kampfes der nicht näher bezeichneten Atommächte eine bombensichere, unterirdische Höhle als Überlebensgehäuse hat ausbauen lassen – mit Sauerstoffversorgung, Nahrungsmitteln, „mannshohem Bildfunkschirm“ und Lift in die überirdische Villa des Magnaten. Verwaltet wird das Ganze von dem Diener Bubi mit seiner merkwürdigen Biographie, die ihn veranlasste, sich diesem Sklavenhalter auf 20 Jahre zu verdingen, um seine Familie zu ernähren. Er hat literarische und malerische Neigungen und versteht sich eher als Künstler denn als Diener. Und dann sind da noch die Frau Zophia des Alten sowie seine junge, „lebenshungrig-halbstarke“ Enkelin Zelli und einige andere Gestalten, die das schnelle und originelle Stück bevölkern – unter anderem auch „Gott“ in einem kurzen Auftritt. Im Stil einer Wiener Boulevardkomödie mit typischen Adaptionen der 1950er Jahre, bietet die schmissig wirkende, aber präzise geplante Handlung subtile Beobachtungen und Durchblicke auf ihre Entstehungszeit.

Die Uhr steht permanent auf „fünf vor zwölf“, der Krieg muss jeden Augenblick ausbrechen. Die turbulenten und skurrilen Vorgänge in dem Atombunker gehorchen einerseits dem Genre, zum anderen entfalten sie Gongs eigene Sprachkomik, seinen Sarkasmus und Pessimismus. Dass bereits vor der Erfindung der Digitalisierung deren Folgen absehbar waren, formuliert der Diener

gegenüber dem Ingenieur, der den Bunker erbaute, so: „Heute schon hält uns der Staat ganz in seinem Griff. Mit Haut und Haar, mit Fingerabdrücken und Schädelmaß, mit Blutgruppen- und Leberfleckenverzeichnis. Er kann unser Telefon abzapfen, unsere Lügen detektieren, unserem Unterbewussten Handlung und Sprache vorschreiben. - - Und das nennen Sie Freiheit? Sehen Sie denn nicht, dass alle verbrieften Freiheiten, um die man sich zwei Jahrtausende ausgeblutet hat, erledigt sind?“

Ein Beispiel für den Sprachwitz Gongs, der seine rumänische Sozialisation spiegelt: Zophia, die dem Alkohol nicht abgeneigte frühere Theaterschauspielerin fragt Bubi: „Was wird denn im Theater gegeben? BUBI Ionesco ZOPHIA Schonesko? BUBI Ja. Ein spätlateinischer Klassiker.“ Ebenso bietet die raffinierte Namensgebung der Hauptpersonen Anlass für zahlreiche Anspielungen in biblische und historische Gefilde.

Dass Gong auch Dramen schrieb, ist bisher kaum bekannt gewesen. Wie im Nachwort die Herausgeberin Natalia Blum-Barth ausführt, wurden im Nachlass des im New Yorker Exil 1981 verstorbenen Czernowitzers sechs unpublizierte und unaufgeführte Dramen aufgefunden. Er ist damit wohl der einzige der Bukowiner Dichter der legendären Zwischenkriegszeit, der sich so intensiv mit der theatralen Form einließ. Im Gegensatz zu den zeitgenössischen Adaptionen des Themas (etwa Kipphardts „In der Sache J. Robert Oppenheimer“) verzichtet Gong auf dokumentarische Ansätze, vielmehr bietet er eine Auseinandersetzung mit dem ernstesten Stoff in einer Komödienstruktur. Und dies gelingt ihm so überzeugend, dass man neugierig auf die anderen Theaterstücke wird, die im Rahmen der Alfred Gong Nachlassedition erscheinen.



Alfred Gong
Zetdam. Ein Satyrspiel.

Mit einem Nachwort von Natalia Blum-Barth. Rimbaud Verlag, Aachen 2017 (Alfred Gong Nachlassedition 4.3; Schriften der Alfred Gong Gesellschaft 7), 138 Seiten, 25 Euro.

Geschichten über den Westen und den Osten

VON MARKUS FISCHER

„Das hier sind nagelneue Geschichten über den Westen, in dem ich schon ewig lebe, und den Osten, aus dem ich einst geflüchtet bin. Heute fühle ich mich sowohl im Osten als auch im Westen wohl, und manchmal weder hier noch dort. Zwischen allen Stühlen der Welt sitzt der Emigrant auf seinem selbstgebastelten Sessel.“ (S. 13) Diese Sätze stehen im Vorwort zu „Chaplin wird Zweiter“, dem jüngsten Opus des Humoristen und Kinderbuchautors Jan Cornelius, der 1950 im rumänischen Reschitz/Reșița geboren wurde, in Temeswar/Timișoara Romanistik studiert hat und seit 1977 in Düsseldorf lebt – ausgesprochen freilich nicht von ihm selbst, sondern von seinem autobiographischen Alter Ego, das zwischen den Deckeln dieses vor Kurzem erschienenen Buches in der Gesellschaft bunt schillernder Zeitgenossen im großen Narrenschiff des Lebens unterwegs ist.

Ausgangspunkt von Jan Cornelius' Geschichtenbuch ist die von Calderón, Grillparzer und Hofmannsthal dramatisch reflektierte Formel „Das Leben ist ein Traum“, wobei der Traum hier keine Goyaschen Ungeheuer gebiert, sondern lustige, unterhaltsame und stets zu denken gebende literarische Kabinettstückchen, die in zwei größeren Abteilungen unter folgenden Überschriften zusammengefasst sind: „Willkommen im Turmbau zu Babel!“ (Kap. 1–6) und „Das Leben ist ein Film“ (Kap. 7–30). Verbindendes Element aller dieser Prosastücke ist die vom Medium des Films erzeugte Wirklichkeit, die schon im ersten Teil des Bandes aufblendet. Das im Kinodunkel geträumte oder erträumte Leben verfremdet in Cornelius' Opus das wirkliche Leben permanent zum filmischen Traum. So verwandelt sich beispielsweise ein rumänischer Mitgefangener in Frankenstein's Monster à la Boris Karloff, ein Oberst der rumänischen Grenzpolizei wird zu Marlon Brando in der Rolle von Don Corleone, und ein erzwungener Aufenthalt auf einem Schweizer Durchgangsbahnhof ruft die Szenerie des Italowestens „Spiel mir das Lied vom Tod“ wach. „Das waren meine ersten Schweizer Grenzerfahrungen. Sie begannen als moderner Western auf einem öden Bahnhof, um als realistischer Streifen in einem Zug mit dem verkehrten Ziel zu enden. Ich hätte ein Happy End à la Hollywood vorgezogen.“ (S. 29).

Der zweite Teil von Cornelius' Prosaband blättert die von Alfred Hitchcock, Stanley Kramer, Jean-Luc Godard, Charles Crichton und anderen Filmregisseuren aufgeschlagenen Bilderbögen weiter, wobei sich unter die bekannten Filmstars eine Unzahl von Verwandten, Freunden, Bekannten, Nachbarn und Mitmenschen von Cornelius' literarischem Alter Ego mischen, die das

fiktionale Narrenschiff Seite um Seite immer mehr füllen und es schließlich fast an den Rand des Sinkens bringen. Isabelle, zum Beispiel, hat panische Angst vor Hunden, kennt aber alle Hundefilme, von „Susi und Strolch“ und „101 Dalmatiner“ bis hin zu Filmen, in denen Hunde so illustre Namen wie Beethoven, Napoleon oder Einstein tragen. Oder der Taxifahrer Wladimir saust wie James Bond in seinem Aston Martin zum Flughafen, trägt dabei eine Frisur wie Robert de Niro, sinnigerweise in „Taxi Driver“, und hört dabei eine CD mit Filmsongs, wobei „As Time goes by“ hier nicht, wie in „Casablanca“, auf „fundamental things apply“ reimt, sondern lediglich daran erinnert, dass der Flieger vom Berliner Flughafen Tegel in Bälde abhebt. Immerhin ein Happy End, nachdem das Prosa-Ich in der Nacht zuvor blutend unter der Dusche gestanden war wie Janet Leigh in Hitchcocks „Psycho“ und dann beim Einschlafen auch noch an Steven C. Millers Horrorstreifen „Under the Bed“ denken musste!

Das 22. Kapitel hat den Titel des gesamten Buches von Jan Cornelius zur Überschrift. „Chaplin wird Zweiter“ erinnert an eine unverbürgte Anekdote aus dem Leben des großen Filmkomikers, gemäß der der Filmstar bei einem „Charlie Chaplin Look-Alike Contest“ lediglich den zweiten Platz belegt haben soll. „So sieht es auch heute noch aus, das Original muss vor der Imitation den Hut nehmen und die Realität muss angesichts ihres Spiegelbildes einpacken.“ (S. 130). Oder mit einem Ausspruch von Cary Grant: „Everyone wants to be Cary Grant. Even I want to be Cary Grant.“ Nur schade, dass Jan Cornelius seinen Prosaband nicht „Being Jan Cornelius“ betitelt hat: Spike Jonzes „Being John Malkovich“ hätte ihm die Erlaubnis dazu gegeben.



Jan Cornelius
Chaplin wird Zweiter.
PalmArtPress, Berlin 2017,
202 Seiten, 19,90 Euro.

„Umbruch im Schlachtenlärm“

VON MARIANA HAUSLEITNER

Der Herausgeber dieses Tagungsbandes hebt im kurzen Vorwort hervor, dass darin drei Themenkomplexe analysiert werden: die Ursachen des Krieges, sein Verlauf in Siebenbürgen und die Folgen für die Bevölkerung in der Region. In dem beschränkten Rahmen können hier nicht alle achtzehn Beiträge einzeln erwähnt werden. Ich greife diejenigen heraus, die zentrale Aspekte der Umbruchjahre thematisieren oder neue Forschungsansätze enthalten.

Gerald Volkmer untersucht den Einfluss der siebenbürgischen Frage auf die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rumänien zwischen 1914 und 1916. Obwohl der König Rumäniens ein Bündnis mit Deutschland und der Habsburgermonarchie geschlossen hatte, trat Rumänien im August 1916 auf der Seite der Entente in den Krieg ein. Dies wurde mit der Befreiung der Rumänen aus Siebenbürgen, dem Banat und der Bukowina legitimiert. Nach einer kurzen Offensive in Siebenbürgen mussten die rumänischen Truppen fluchtartig auch die Walachei und Dobrudscha verlassen. Trotz des Bukarester Sonderfriedens vom Mai 1918 traten die Vertreter Rumäniens bei der Pariser Friedenskonferenz 1919 unter den Siegern auf. Die Verdopplung des Staatsgebietes hatte zur Folge, dass Rumänien einen Minderheitenanteil von 29 Prozent erhielt. Da die Bukarester Eliten Großrumänien als Nationalstaat definierten, gab es danach viele Spannungen in den neuen Provinzen. In einem Beitrag von 60 Seiten stellt Zsolt K. Lengyel die Ursachen dar, warum die wichtigsten sozialen Reformen in Ungarn vor dem Weltkrieg scheiterten. Der Plan von Oszkár Jászi zum Umbau Ungarns in einen föderalen Staat kam zu spät, da Ende 1918 die Vertreter der Rumänen bereits den Anschluss an Rumänien anstrebten.

Mehrere kürzere Beiträge widmeten sich dem Kriegsgeschehen (Manfred Rauchensteiner), der damaligen Rolle der Städte (Harald Roth) sowie den Kriegsfolgen in bestimmten Ortschaften wie Heltau/Cisnădie und Zied/Veseud. In anderen Beiträgen werden die Tätigkeit der siebenbürgischen Ärzte (Hansgeorg von Killyen) oder der rumänischen Militäregeistlichen (Ionela Zaharia) während des Krieges geschildert. An den Beitrag über die Lage der Evangelische Landeskirche A.B. in den Kriegsjahren (Ulrich A. Wien) knüpft Ingrid Schiel mit ihrer interessanten Schilderung des Unterstützernetzes von siebenbürgisch-sächsischen Frauen an. Eine große Gruppe von ehrenamtlich tätigen Frauen aus dem Umkreis der Kirche organisierte Fürsorgeeinrichtungen für die vielen Familien ohne Ernährer. Bis 1916 waren etwa 30.000 Männer mobilisiert worden und die Frauen mobilisierten Ersatzkräfte für die Feldarbeit. Sie verpflegten auch Verwundete und schickten Pakete mit selbstgefertigten Wollwaren an Soldaten.

Im dritten Teil werden die weitreichenden Folgen des Krieges in fünf Beiträgen thematisiert. Florian Kühner-Wielach analysiert, warum viele Siebenbürger Rumänen nach einer anfänglichen Begeisterung für die Vereinigung mit Rumänien bald ernüchert waren. Sie strebten eine dezentralisierte Verwaltung an, doch das unterbanden die Bukarester Politiker mit der Begründung, dass dadurch der ungarische Irredentismus gestärkt werde. Die Polizeibehörden verhinderten die Verbreitung von Presseorganen, in denen die Marginalisierung der Politiker aus Siebenbürgen benannt wurde. Franz Sz. Horváth untersucht die Wahrnehmung des Krieges bei den Ungarn in Siebenbürgen nach 1918. Für sie war nach dem Frieden von Trianon 1920 die Abtrennung von Ungarn eine traumatische Erfahrung. Mit vielen Fotos von Denkmälern für deutsche Kriegsoffer zeigt Bernhard Böttcher die Formen der Erinnerungskultur in Siebenbürgen und im Banat in der Zwischenkriegszeit auf. Anders als in Deutschland fand keine kriegerische Überhöhung statt. Der Focus des Bandes auf Siebenbürgen wird auch durch Rudolf Gräf erweitert, der den gewachsenen Einfluss der Banater Sozialdemokraten 1918/1919 darstellt. Die multiethnische Sozialdemokratie setzte den Acht-Stunden-Tag durch und trat für die Autonomie des Banats ein. Als die serbische Besatzungsarmee nach der Entscheidung der Pariser Friedenskonferenz im Juli 1919 die Industriezentren räumen musste, verhinderten Arbeiter durch einen Generalstreik die Demontage ihrer Arbeitsplätze. Nachdem die rumänische Armee einzog, waren Streiks verboten.

Abgerundet wird der Band durch den Beitrag von Markus Lörz über die Kriegsgrafik von Ludwig Hesshaimer. Anhand dieser Abbildungen wird das Grauen auf den Schlachtfeldern sehr anschaulich. Der Sammelband hat einen wissenschaftlichen Apparat, doch leider fehlt eine Karte. Die meisten Beiträge sind flüssig geschrieben und allgemein verständlich.



Harald Heppner (Hg.)
Umbruch mit Schlachtenlärm.
Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg.

Böhlau Verlag, Köln u.a. 2017
(*Siebenbürgisches Archiv*, 44),
440 Seiten, 40,00 Euro.

Erinnerungen an 13 harte Jahre in Rumänien

Leben in kommunistischen Gefängnissen und Straflagern

VON ERNST MEINHARDT

Wer sich mit Rumänien beschäftigt, hat sicher schon von den berühmt-berüchtigten Schauprozessen der 1950er Jahre gehört. Sie richteten sich gegen Einzelpersonen oder Gruppen von Personen, von denen die kommunistischen Machthaber annahmen, sie würden ihre Macht gefährden. Zu den bekannteren Schauprozessen gehören der Prozess gegen Vertreter der evangelischen Kirche Siebenbürgens („Schwarze-Kirche-Prozess“) oder der Prozess gegen den katholischen Bischof des Banats und andere katholische Würdenträger („Prozess gegen Spione des Vatikans“). Über diese Prozesse wurde ausführlich berichtet, weil die Hauptangeklagten bekannt waren.

Daneben gab es aber zahlreiche weitere politisch motivierte Prozesse, über die nicht viel oder gar nichts geschrieben wurde, weil die Angeklagten nicht prominent waren. Mit einem dieser Prozesse, vor allem aber mit seinen Folgen beschäftigt sich Engelhard Mildt in seinem 2017 erschienen autobiographischen Buch „Zeit der Unfreiheit – Gitter, Stacheldraht und Informanten 1951–1989“. Der Sohn eines Siebenbürger Sachsen und einer Banater Schwäbin saß dreizehn Jahre in verschiedenen Gefängnissen und Straflagern Rumäniens. Gewiss hat er Taten begangen, die auch heute strafbar wären. Aber die Schwere der Taten steht in keinem Verhältnis zu der langen, harten, entbehrungsreichen Haftzeit, zu der er verurteilt wurde.

Engelhard Mildt war noch keine 22 Jahre alt, als er sich 1951 in Temeswar/Timișoara, der Hauptstadt des Banats, einer Gruppe von zehn jungen Leuten anschloss, die mit Sabotageaktionen und Flugblättern gegen das kommunistische Regime protestierten. So beschädigten sie zum Beispiel im Vorfeld kommunistischer Feiertage Flaggen und Bilder von Marx, Engels, Lenin und Stalin. Zweimal kappten sie die Telefonleitung zwischen der sowjetischen Kommandantur im Zentrum Temeswars und einem Munitionslager am Stadtrand. Festgenommen wurden die jungen Leute, nachdem sie Flugblätter gegen die sowjetische Besatzung und gegen die Deportation eines Teils der Banater Bevölkerung in den Bărăgan, eine Steppe im Südosten Rumäniens, protestierten. Im anschließenden Prozess wurden sie zu Strafen zwischen sechs und 15 Jahren verurteilt. Zwei Jahre später wurden diese Strafen in einem Berufungsprozess auf zehn bis 25 Jahre erhöht. Frei kamen die meisten Verurteilten 1964 aufgrund eines Begnadigungsdekrets. Bis dahin durchliefen sie aber die schlimmsten Gefängnisse, Straf- und Arbeitslager sowie Bleiminen, die das kommunistische

Rumänien für politische Häftlinge bereithielt. Mildt war unter anderem in den gefürchteten Gefängnissen Jilava (bei Bukarest), Gherla und Aiud (beide in Siebenbürgen), außerdem in verschiedenen Straflagern, die beschönigend „Arbeitskolonien“ genannt wurden.

Omnipräsent waren dort Hunger, Kälte, Willkür und physischer und psychischer Terror gegen die Häftlinge. Dazu zählen völlig überfüllte Zellen, Schlafen auf dem kalten Fußboden, Lumpen als Kleider, schlechte oder gar keine medizinische Versorgung, Bspitzelung, härteste Bestrafung aufgrund falscher Anschuldigungen, Prügel.

Das Buch von Engelhard Mildt ist gewiss nicht das, was man ein literarisches Meisterwerk nennen würde. Aber diesen Anspruch und dieses Ziel hatte der Autor auch gar nicht. Er wollte nüchtern, sachlich und detailgenau beschreiben, was er und seine Mithäftlinge in den kommunistischen Gefängnissen und Straflagern Rumäniens erlebt und durchgemacht haben. Dabei kam ihm sein ausgezeichnetes Gedächtnis zugute. Auch noch mehr als 50 Jahre nach dem Ende seiner Haftzeit erinnert er sich sehr genau an die Namen, Vornamen und Spitznamen und an das Aussehen jener Wärter und Gefängnisdirektoren, die sich durch ihre extreme Bestialität und Menschenverachtung „hervortaten“. Zweifellos gingen die Befehle von ganz oben aus. Aber für ihre Auslegung hat man immer einen gewissen Spielraum. Es hängt vom Mut und der menschlichen Größe ab, ob man ihn nutzt. Nur sehr wenige taten es.

Im zweiten Teil des Buchs präsentiert Engelhard Mildt Dokumente aus seiner Securitate-Akte, die zeigen, wie er bis zu seiner Ausreise nach Deutschland 1989 vom rumänischen Geheimdienst bespitzelt wurde.



Engelhard Mildt
*Zeit der Unfreiheit –
Gitter, Stacheldraht und Informanten 1951–1989.*

Herausgegeben von der Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2017 (Banater Bibliothek, 16), 380 Seiten, 12,00 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Dr. Raluca Fritsch
Hannelore Jorgowitz
Christof Kaiser
Wilfried Lohre
Dr. Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: